

Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW
Hochschule für Soziale Arbeit HSA
Bachelor-Studium in Sozialer Arbeit
Olten / Muttenz

Safer Spaces für Schwarze Frauen*

Wie mit Hilfe von Empowerment eine Veränderung
in der Gesellschaft entstehen kann.

Bachelor-Thesis vorgelegt von
Tara Ismael Disasi
Matrikelnummer: 18-483-743

Eingereicht bei
Prof. Dr. Angela Rein
Bern, am 12. Juni 2022

Abstract

Die Lebensrealitäten von Schwarze Frauen* werden in einer *weissen*, patriarchalen Gesellschaft von den Dominanzverhältnissen Rassismus und Sexismus geprägt. Die vorliegende Arbeit leistet einen Beitrag bei der herrschaftskritischen Auseinandersetzung von Dominanzverhältnissen unter einer intersektionalen und postkolonialen Perspektive. Die Literaturarbeit geht der Fragestellung nach, inwiefern Empowerment-Räume für Schwarze Frauen* Möglichkeiten und Grenzen für einen subjektbezogenen Wandel, wie auch für eine Praxis der Veränderung von sozialen Ordnungen wie Rassismus und Sexismus, unter Einbezug einer intersektionalen und postkolonialen Perspektive schaffen.

Zentrale Bestandteile der Arbeit sind die machtkritische Auseinandersetzung mit Rassismus, Empowerment und Safer Spaces. Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, eine Möglichkeit aufzuzeigen, wie mithilfe von einem Safer Space für Schwarze Frauen* eine gerechtere Welt entstehen kann. Dazu benötigt es die An-Erkennung von Dominanzverhältnissen, wie auch ihre historische Betrachtung. Um internalisierte Unterdrückungsformen zu verändern, kann ein politischer und reflexiver Empowerment-Ansatz von und für Schwarze Frauen* angewendet werden. Zusätzlich benötigt es eine kritische Auseinandersetzung von Privilegien wie *weisssein*.

«Empowerment bedeutet ohne Kategorisierung existieren zu können. Empowerment bedeutet ich kann ich sein – egal, was du von mir denkst. Empowerment bedeutet Befreiung.»

(Nassir-Shahnian 2013: 24).

Inhaltsverzeichnis

1 EINLEITUNG	1
1.1 Problemstellung und Fragestellung	1
1.2 Erkenntnisinteresse und Zielsetzung	6
1.3 Wissenschaft, Sprache und Begriffsdefinitionen	7
1.4 Methodisches Vorgehen und Aufbau der Arbeit	9
2. RASSISMUS UND INTERSEKTIONALITÄT	11
2.1 RASSISMUS	11
2.1.2 Schweizer Geschichte und die Verstrickung in den Kolonialismus	14
2.1.3 Rassismus und Soziale Arbeit	15
2.1.4 Kritische Auseinandersetzung mit <i>weiss</i> -Sein	19
2.2 INTERSEKTIONALITÄT	20
2.2.1 Drei Zugänge für eine differenzierte Analyse	21
2.2.2 Intersektionalität in marginalisierten Gruppen	22
2.2.3 Alternativer Umgang mit Differenz	23
2.3 ZWISCHENFAZIT	24
3.EMPOWERMENT-SAFER SPACES	26
3.1 Empowerment	27
3.1.1 Vier Zugänge zu Empowerment	28
3.1.2 Widerstandstrategie: Empowerment Arbeit von und für Schwarze Menschen	30
3.1.3 Bedingungen für gelingendes Empowerment	31
3.2 SAFER SPACES	33
3.2.1 Wie sehen Empowerment-Räume/Safer Spaces aus und was geschieht in ihnen?	34
3.2.2 Raum einnehmen	35
3.2.3 Veränderung durch eine Bottom-up Bewegung	36
3.2.4 Herausforderungen von Safer Spaces	37
3.3 ZWISCHENFAZIT	39

4. FAZIT UND AUSBLICK	41
4.1 Erkenntnisse	41
4.2 Reflexion und weiterführende Gedanken	44
LITERATURVERZEICHNIS	47
EHRENWÖRTLICHE ERKLÄRUNG	54

1 Einleitung

Die Einleitung und ihre dazugehörigen Unterkapitel dienen dazu, den Fokus der Bachelor Thesis und die damit verbundenen Problemstellungen zu erläutern. Aus den unterschiedlichen Problemstellungen ergibt sich die Fragestellung, die als roter Faden der Arbeit dient. Zudem wird das methodische Vorgehen und das Erkenntnisinteresse für die vorliegende Arbeit geschildert. In einem weiteren Schritt werden einige Schlüsselbegriffe kurz definiert und eine kritische Auseinandersetzung mit der Sprache vorgenommen. Zum Schluss wird dargelegt, wie die Arbeit im weiteren Verlauf aufgebaut ist.

1.1 Problemstellung und Fragestellung

In der Schweiz leben wir in einer patriarchalen, *weissen*, gesunden, hetero-normativen Mehrheitsgesellschaft. Das bedeutet, dass die Gesellschaft von einer männlichen, *weissen*, heterosexuellen Herrschaft dominiert wird. Durch den Blickwinkel dieser Augen wird die Norm der westlichen Gesellschaft geprägt. Diese Gesellschaft unterliegt einer Dominanzkultur. Rommelspacher hat diesen Begriff ins Leben gerufen und geht dabei davon aus, dass unser ganzes Dasein davon geprägt ist, wie wir uns selbst und Andere in Kategorien eingliedern und diese Kategorien wiederum in eine Hierarchie einordnen (vgl. Rommelspacher 1995: 22). Wenn Kategorien gebildet werden, die in einer Hierarchie zueinander positioniert sind, entsteht eine ungleiche Machtverteilung. Die eine Position genießt Privilegien, während eine andere Position im Gegenzug Diskriminierung erfährt.

Rassismus ist ebenfalls ein Differenzverhältnis, das mit einer ungleichen Machtverteilung einhergeht. Dabei wird Rassismus häufig als etwas verstanden, was nichts mit der eigenen, *weissen* Person zu tun hat. Viel mehr wird es als etwas verstanden, das am rechten Rand unserer Gesellschaft zu finden ist. Zusätzlich wird angenommen, dass Handlungen dann rassistisch sind, wenn diese vorsätzlich entstehen (vgl. Ogette 2020: 21). Diese Arbeit möchte sich bewusst von dieser Vorstellung zu Rassismus distanzieren und ein kritisches Bewusstsein für Rassismus schaffen. So findet Rassismus auch dann statt, wenn er nicht beabsichtigt wird. Rassismus kann als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen betrachtet werden, das seinen Ursprung viele Jahrhunderte in der Vergangenheit hat. Europäer*innen und Amerikaner*innen brauchten eine Legitimation für den Sklavenhandel und den Kolonialismus und erschufen daraufhin menschliche «Rassen» (vgl. Arndt 2005b: 341). Dies bildete die Grundlage für die Grausamkeiten, Gewaltausübungen und Unterdrückung gegenüber BIPOC (Black, Indigenous, and People of Color). Rassismus kann deshalb nicht nur als ein

gesamtgesellschaftliches Phänomen betrachtet werden, sondern auch als ein globales Phänomen, das universal geschieht (vgl. El/Fereidooni 2017: 16).

Durch die lange Zeitspanne hat sich der Rassismus verändert und dennoch spielt er sich in ganz vielen Teilbereichen des täglichen Lebens ab, sei dies beruflich, familiär, bei der Wohnungssuche, in Bildungsinstitutionen oder auf offener Strasse, um nur einige dieser Bereiche zu nennen (vgl. El/Fereidooni 2017: 15). Bei Rassismus handelt es sich um ein Dominanzverhältnis. Dieses Verhältnis regelt die Partizipationsmöglichkeiten einer marginalisierten Gruppe, es definiert ihre Identität, legitimiert Ausschlüsse und Privilegien und wirkt auf verschiedenen Ebenen (ökologisch, politisch, sozial, subjektiv, kollektiv).

In dieser Arbeit wird Rassismus immer unter einer intersektionalen Perspektive betrachtet. Das bedeutet, dass Intersektionalität als theoretische Perspektive jeweils als Grundlage dient, um Dominanzverhältnisse zu analysieren. Intersektionalität beschreibt die Verschränkung verschiedener Ungleichheiten (Alter, race, Sexualität, Geschlecht, Gesundheit, Klasse u.v.m). Dabei wird das Zusammenwirken der jeweiligen Ungleichheiten und der daraus resultierenden sozialen Positionen analysiert. Ohne einen intersektionalen Blick, sagt Crenshaw, wird bei einer Gruppe von diskriminierten Personen der Fokus meist bei den privilegiertesten Mitgliedern dieser Gruppe liegen (vgl. Crenshaw 2013: 36). Dem zufolge geraten Personen, die in der jeweiligen Gruppe am meisten marginalisiert sind, in den Hintergrund. So wird die Gruppe, die von Rassismus betroffen ist, sich auf Schwarze Männer* fokussieren, die in ihrer Klassenzugehörigkeit privilegiert sind (vgl. ebd.: 36). Das gleiche Phänomen geschieht, wenn es um die Diskriminierung von Frauen* geht. Hier werden also *weisse Frauen**, die einer privilegierten Klasse angehören, in den Fokus genommen (vgl. ebd.: 36). Sobald bei einer Analyse nur die jeweils privilegiertesten Personen gesehen werden, führt das laut Crenshaw dazu, dass Rassismus wie auch Sexismus in seiner Analyse verzerrt erscheint (vgl. ebd.: 36). Diese Verzerrung geschieht nicht ausschliesslich bei Rassismus und Sexismus, sondern auch bei anderen Diskriminierungsformen.

Rommelspacher nimmt im Zusammenhang mit Sexismus und Rassismus auf historische Ereignisse Bezug, wobei sie schildert, dass das Geschlecht eine Form von Privileg ist (vgl. Rommelspacher 1995: 107). So wurden Schwarzen Menschen die Geschlechtsidentität genommen, indem nur von Sklaven die Rede war (vgl. ebd.: 107). *Weisse Menschen* aber, wurden in das binäre System von Geschlecht eingeordnet. Basierend auf diesen Grundlagen beschäftigt sich die vorliegende Arbeit mit der Zielgruppe Schwarze Frauen*.

Hiermit soll der Blickwinkel dahingehend geöffnet und zusätzlich dem Privileg der herrschenden Gesellschaft entgegengewirkt werden.

Durch die Differenzkategorien Rassismus und Sexismus entstehen ungleiche Machtverhältnisse. Diese beeinflussen die Gesellschaft in ihrem täglichen Leben, sei es durch die Privilegien, die dadurch entstehen oder durch die Diskriminierung. Privilegien sind jedoch

nicht die einzige Komponente von Macht. Ergänzend zu den Privilegien kommt der «Kampf um den Erhalt der Privilegien» (Rommelspacher 1995: 33). Bourdieu geht in seiner Theorie von der symbolischen Gewalt davon aus, dass in einer Gesellschaft die Menschen dahingehend sozialisiert werden, dass die strukturellen Ungleichheiten unbewusst in die Denk- und Handlungsweisen hineinfließen. Dies hat zur Folge, dass diejenigen, die in der Gesellschaft eine herrschende Position haben, wie auch diejenigen, die beherrscht werden, dem gleichen Denk- und Handlungsschemata folgen, auch wenn dies teilweise unbewusst geschieht (vgl. Moebius/Nungesser 2018: 123). Somit haben jeweils beide Positionen ihre mutmassliche Bestimmung in der Gesellschaft akzeptiert. Beide Positionen spielen in der Machtdynamik eine zentrale Rolle, so auch die Personen, die unterdrückt werden. Durch ihre aktive Rolle der Beherrschten (re-)produzieren sie die unterdrückenden Denk- und Handlungsweisen (vgl. ebd.: 123). Dies führt wiederum laut Bourdieu dazu, dass sich herrschende Gesellschaften nicht dekonstruieren, sondern weiter manifestieren (vgl. ebd.: 123). Die Denk- und Handlungsweisen der Beherrschten, wie auch der Herrschenden, führen dazu, dass eine vermeintliche Norm entsteht.

Buttler beschreibt diese ständige Wiederholung von Mustern als Performativität. Sie führt dazu, dass die Muster nicht mehr erkannt werden, sondern eine Verschleierung des ständig wiederholenden Aktes geschieht, der danach die Norm suggeriert (vgl. Buttler 1997: 36 zit. nach Mohensi 2020: 33). Es ist also nicht mehr ersichtlich, dass es sich bei dem Verhalten um eine Wiederholung handelt, die dazu dient, eine Differenzordnung herzustellen. Durch die Performanz werden die Normen als naturgegeben dargestellt und ohne Kritik angenommen. Durch diesen Mechanismus werden Unterdrückungsformen verborgen gehalten (vgl. Mohensi 2020: 34). So verhalten sich Frauen* nach gewissen Regeln, um als Frau* ihren Subjektstatus nicht zu verlieren (vgl. ebd.: 33). Dementsprechend sind Normen darauf angewiesen, dass die Subjekte «ihre Wiederholungen performativ vollziehen» (ebd.: 34). Geschieht es nun, dass eine Adressierung nicht performativen Strukturen folgt, entsteht ein Moment der potentiellen Veränderung.

Rassistische und sexistische Adressierungen haben einen bestimmten Effekt auf die jeweiligen Subjekte. Wenn Rassismus als eine soziale Ordnung verstanden wird, kommen durch ihn verschiedene Subjekte zustande, die in Differenz zueinanderstehen. Es entsteht eine Hierarchisierung der Subjekte und folglich eine Ablehnung, die legitimiert wird (vgl. Mohensi 2020: 34). Menschen, die in einer Gesellschaft leben, die geprägt ist von der sozialen Ordnung Rassismus und Sexismus, werden in ihrem Subjektwerden davon stets in unterschiedlichen Facetten geprägt sein (vgl. Mohensi 2020: 36). Ebenso argumentiert Ha, dass «die Existenz sexistischer, kolonialistischer, sozialer und rassistischer Zwänge unserer jeweiligen Definition von Identität vorausgeht und wir in einer Geschichte stehen, die uns

unabhängig von unseren willentlichen Entscheidungen positioniert hat.» (Ha 2000: 388f). Weiter sagt Ha, dass es besonders für marginalisierte Subjekte erschwert ist, die eigene Identität auszuhandeln, da die Identität bereits bestimmt ist. (vgl. ebd.: 389). Daraus lässt sich schliessen, dass es besonders für marginalisierte Personen schwierig ist, einer performativen Adressierung entgegenzuwirken.

Die Phänomene, die oben beleuchtet wurden, können gewisse Auswirkungen auf die betroffenen Subjekte haben. In der Schweiz gibt es keine öffentlichen Statistiken, die spezifisch die Zielgruppe von Rassismus betroffenen Personen analysiert (vgl. Fachstelle für Rassismusbekämpfung 2021: 29). Dies deshalb, weil öffentliche Statistiken keine Daten auf Grund der zugehörigen race erheben wollen/können, weil dies aus grundrechtlicher Sicht, wie auch fachlicher Sicht nicht vertretbar wäre (vgl. ebd.: 29). Und dennoch gibt es verschiedene Forschungen und Analysen, die sich mit den Auswirkungen von Rassismus beschäftigen. In Deutschland wurde in diesem Zusammenhang Afrozensus entwickelt, der sich mit Lebensrealitäten von Schwarzen Menschen in Deutschland auseinandersetzt und diesbezüglich Untersuchungen erhoben hat. Diese Formen von Forschung sind jedoch in der Schweiz noch nicht in diesem Ausmass vorhanden. Im englischsprachigen Raum sind zahlreiche Analysen und Forschungen bekannt. Gesamtheitlich kann gesagt werden, dass die Lebensrealität von Personen, die von Rassismus betroffen sind, in der Wissenschaft bisher nicht genügend berücksichtigt wurden (vgl. Yeboah 2017: 149).

Rassismuserfahrungen können unterschiedliche Auswirkungen auf die jeweiligen Subjekte haben. So wird auch in bestimmten Fachdiskursen von einem Rassismustrauma gesprochen. Der Begriff Trauma stammt aus dem Griechischen und bedeutet Verletzung. Es wird in der Psychologie zwischen zwei Trauma Typen unterschieden. Beim Typ 2 handelt es sich um eine Wiederholung eines gewaltsamen Ereignisses (vgl. Yeboah 2017: 147). So wird auch in der neuen Studie von Afrozensus darauf hingewiesen, dass Mikroaggressionen (Alltagsrassismus) zu einer Retraumatisierung führen können (vgl. Aikins/Aikins/Bremberger/Gyamerah 2021: 43). Traumatische Reaktionen können potenziell (müssen jedoch nicht) bei Personen, die von Rassismus betroffen sind, durch die rassistischen Erfahrungen in ihrem Alltag ausgelöst werden (vgl. Enge/Gahleitner 2020: 58). Durch Mikroaggressionen, denen rassifizierte Personen ausgesetzt sind, können psychische Belastungen entstehen (vgl. ebd.: 58). Durch Mikroaggressionen wird der Prozess der Heilung/Entspannung immer wieder unterbrochen und gestört und die jeweiligen rassistischen Erfahrungen können sich im Körper internalisieren (vgl. ebd.: 59ff). Der soziale Raum kann sich anhand dieser Erfahrungen zu einem unsicheren Ort manifestieren (vgl. ebd.: 62). Zusätzlich prägen patriarchale Herrschaften die Gesellschaft. Diese haben ebenfalls Auswirkungen auf Subjekte und ihre jeweiligen Lebenswelten. So sind

patriarchale Dominanzverhältnisse ebenfalls auf verschiedenen Ebenen des Lebens wiederzufinden (vgl. Rommelspacher 1995: 24).

Empowerment kann als eine Antwort auf die Auswirkungen von Rassismus und Sexismus dienen. Als eine Antwort, die versucht, den unsicheren Ort wieder zu einem sicheren Ort zu transformieren. Da Empowerment einen wichtigen Teil der vorliegenden Arbeit ausmacht, soll dieser nun in einen Kontext gebracht werden.

Solomon Barbara ist eine der ersten Sozialarbeiter*innen, die den Begriff Empowerment im Bildungswesen geprägt hat. Auch wenn sie heute oft in Vergessenheit gerät, erscheint es wichtig, die Ursprünge von Empowerment zu berücksichtigen. Mit ihrem Buch: «Black Empowerment: social work in oppresses communities» (1976), zeigt sie auf, dass das Individuum nicht unabhängig von der Gesellschaft betrachtet werden kann, sondern stets in der Wechselwirkung der beiden Aspekte betrachtet werden muss (vgl. Mohensi 2020: 124). Ihr Empowerment-Ansatz basiert auf der Grundlage von Schwarzen unterdrückten Menschen in den USA (vgl. ebd.: 122). So müssen rassistische Strukturen auf allen Ebenen berücksichtigt werden. Sowohl auf individueller (eine Kollektiv-Erfahrung, wie Rassismus wird individuell erlebt), wie institutioneller oder struktureller gesellschaftlicher Ebene. Empowerment wird dahingehend verstanden, dass es nicht nur auf der individuellen Ebene stattfindet, sondern auch Machtverhältnisse und dazugehörige Ungleichverhältnisse mitberücksichtigt werden. Dies ergänzt sich ebenfalls mit der Definition von Mohensi, die Empowerment «als einen Ansatz, der darauf zielt, Machtzugänge und damit auch Handlungsräume unterdrückter Gruppen zu erweitern – und zwar auf der Grundlage von Selbstdefinition und Selbstbestimmung.» (ebd.: 132) versteht. Demzufolge steht Empowerment in dieser Arbeit im Verhältnis zwischen der Selbstermächtigung von Schwarzen Frauen* und gleichzeitig auch der Vision einer Machtumverteilung, sprich einer gerechteren Gesellschaft.

Da sich soziale Veränderungen nur sehr langsam abzeichnen, benötigt es für Schwarze Menschen, die in einer *weissen* Dominanzgesellschaft leben, Resilienz. Es braucht Widerstandsfähigkeit, um all die oben erwähnten Machtstrukturen durch verschiedene Ressourcen aushalten zu können. Audre Lord hat dazu passend gesagt: «we were never ment to survive». Durch Resilienz kann eine Kraft entstehen, durch die Schwarze Menschen beginnen, Inseln zu bauen, auf denen sie sich verbünden, sich gegenseitig schützen und unterstützen (vgl. Bollwinkel Keele 2020a: 23). Auch wenn laut Lord Schwarze Menschen nicht dazu bestimmt waren zu überleben, so haben sie es trotzdem gemacht. So geht Bolwinkel Keele davon aus, dass Empowermentarbeit für Schwarze Menschen nur durch Schwarze Menschen in Schwarzen Räumen entstehen kann und somit Schwarzer Widerstand entsteht (vgl. Bollwinkel Keele 2020a: 28). Um die Welt in ihren Strukturen verändern zu können,

benötigt es seiner Ansicht nach Schwarzen Widerstand (vgl. ebd.: 28). Durch einen Raum, der von Schwarzen Menschen für Schwarze Menschen konzipiert ist, stehen die Subjekte im Fokus, die durch «ihre Erfahrungen, ihr Wissen und ihre Emotionen» (Mohseni 2020: 12) die Basis der Arbeit ausmachen.

Audre Lorde schreibt in einem ihrer Essays treffend dazu: «Denn die Werkzeuge der Herrschenden werden das Haus der Herrschenden niemals einreißen.» (Lord 2021:10) Das bedeutet, dass eine wirkliche Veränderung der Machtstrukturen von Rassismus und Sexismus nicht ausgelöst wird durch diejenigen, die die herrschende Dominanzgesellschaft ausmachen. Das weist darauf hin, dass eine Veränderung von Machtstrukturen von einer anderen Richtung herkommt. Was kann also entstehen, wenn sich Schwarze Frauen aus diesen Denk- und Handlungsmustern befreien und somit der weissen patriarchalen Dominanzgesellschaft entgegenwirken?

Basierend auf den oben dargelegten Grundlagen, möchte sich die vorliegende Arbeit in ihrem Kernelement mit der folgenden Fragestellung auseinandersetzen:

«Wie können Empowerment-Räume für Schwarze Frauen* Möglichkeiten und Grenzen für einen subjektbezogenen Wandel schaffen und was können diese Empowerment-Räume zu einer Praxis der Veränderung von sozialen Ordnungen wie Rassismus und Sexismus – unter Einbezug einer intersektionalen und postkolonialen Perspektive – beitragen?»

Diese Fragestellung soll als roter Faden für die vorliegende Bachelor Arbeit dienen und im Kapitel vier abschliessend beantwortet werden.

1.2 Erkenntnisinteresse und Zielsetzung

Mit dieser Frage möchte die Autorin herausfinden wie Empowerment-Räume von und für Schwarze Frauen* dazu genutzt werden können den sozialen Ordnungen von Rassismus und Sexismus entgegenzuwirken und somit Brüche und Risse in die vermeintliche Normalität zu bringen. Es soll aufgezeigt werden, wie soziale Ungerechtigkeiten in Bezug auf Rassismus und Sexismus aus einer Schwarz feministischen Perspektive heraus bekämpft werden kann. Empowerment soll hierzu als Ansatz verstanden werden, der das Ziel hat, eine gerechtere Gesellschaft zu ermöglichen. Dies mit dem Bewusstsein für rassistische und sexistische Machtverhältnisse. Durch die performative Wirklichkeit und der daraus vermeintlich entstehenden Norm, soll daraufhin analysiert werden, wie es möglich ist, die Wiederholungen zu unterbrechen und neue Normen zu erschaffen. Denn durch die performative Wirklichkeit kann sich die Chance ergeben, eine Irritation, in die von Menschen konstruierte, ständige

Wiederholung, einzubinden. Was geschieht also, wenn diese «Wirklichkeit» nicht mehr länger aufrechterhalten bleibt?

Das Ziel der Arbeit liegt darin, eine Möglichkeit aufzuzeigen, in der Schwarze Frauen* eine rassismusarme und diskriminierungsarme Gesellschaft bilden können.

1.3 Wissenschaft, Sprache und Begriffsdefinitionen

«Jedes Wissen ist gesellschaftlich und historisch situiert und hat seine blinden Flecken.» (Ha 2007: 42)

Wissenschaft wird in dieser Arbeit als etwas Machtvolles verstanden. Wissenswertes Wissen oder Wissen, das an Bildungsinstitutionen vermittelt wird, ist häufig durch *weisse* und männliche* Personen geschaffen worden. So wird in der Wissenschaft zwischen dem vermeintlich objektiven und akademischen wissenschaftlichen Wissen und dem Wissen von beispielsweise Schwarzen Frauen* das als subjektiv, emotional, individuell angeschaut wird unterschieden (vgl. Mohensi 2020: 25). *Weisse* Körper haben das Privileg unmarkiert zu sein und durch diese Unmarkiertheit erhalten sie die Erlaubnis, Wissen zu produzieren (vgl. Kilomba 2005: 85). Hier wird ebenfalls deutlich, dass auch die Wissenschaft und darauffolgend die Bildungsinstitutionen geprägt sind von rassistischen und sexistischen Strukturen. Diese herrschenden Strukturen von Rassismus und Sexismus geben vor, dass Wissen gesellschaftlich akzeptiert ist und das um seine Glaubhaftigkeit kämpfen muss (vgl. Mohensi 2020: 53). Bei dieser Arbeit möchte sich die Autorin daher gegen diese Strukturen stellen und den Fokus auf BiPOC Autorinnen* legen, um so eine andere Perspektive von Wissenschaft und schlussendlich wissenswertem Wissen darzustellen. Durch eine kritische, postkoloniale Perspektive wird der Untersuchungsgegenstand aus einem Winkel betrachtet, der in der herkömmlichen Praxis keinen Platz gefunden hat (vgl. Ha 2007: 42). Dabei werden die Perspektiven von marginalisierten Menschen in den Fokus der Betrachtung gestellt. So versteht auch Kilomba Wissen als etwas Machtvolles, das gewissen Körpern zugesprochen und anderen abgesprochen wird (vgl. Kilomba 2005: 86). Die um die es in der Geschichte geht, sind meist nicht diejenigen, die sie geschrieben haben. Dies nicht aus dem Grund, dass sie nicht sprechen können, sondern weil sie stummgemacht werden und ihnen kein Gehör verschafft wird (vgl. ebd.: 86). Dem versucht die vorliegende Arbeit entgegenzuwirken.

Diese Arbeit möchte sich kritisch mit den Themen Sexismus, Rassismus und kritischem *weiss-Sein* auseinandersetzen. Dazu braucht es auch eine kritische Auseinandersetzung mit der Sprache. Denn die Sprache hat die Macht, unsere Realität zu bilden und Machtstrukturen zu (re)produzieren. Daher ist es unverzichtbar, sich zu Beginn dieser Arbeit mit dem Thema Sprache zu beschäftigen, um Machtstrukturen entgegenzuwirken. Durch eine achtsame Schreibweise möchte diese Arbeit die Reproduktion von Rassismus und anderen

Diskriminierungsformen möglichst geringhalten. Daher werden nun einige Begriffe kurz definiert, um zu verdeutlichen, warum die Sprache in der vorliegenden Arbeit wie folgt gewählt wurde.

Selbstpositionierung

Diese Arbeit wird aus einer bestimmten Position heraus verfasst. Wissenschaft entsteht immer aus einer gewissen Position heraus, aus der der Forschungsgegenstand betrachtet wird. Ich selber positioniere mich als eine junge, körperlich gesunde, Schwarze, cis Frau in einer *weissen* Dominanzgesellschaft. Mein ganzes Leben habe ich hauptsächlich in der Schweiz verbracht und bin dahingehend sozialisiert. So schreibe ich aus einer Position heraus, die von rassistischen wie auch sexistischen Strukturen geprägt ist. Zusätzlich schreibe ich aus der Position einer Mitbegründerin vom Safer Space «café révolution». Ein Kollektiv von acht Schwarzen und Schwarzgelesenen Frauen*, die den Safer Space für andere Schwarz und Schwarzgelesene Frauen* gegründet haben. Das café révolution ist ein physischer Raum im Herzen der Stadt Bern, der als Empowerment-Raum verstanden werden kann. In diesem Raum setzen wir uns kritisch mit Rassismus und anderen Ismen auseinander. Dabei glauben wir an «den Traum einer rassismus- und diskriminierungsfreien Gesellschaft.» (café révolution o.J.) Durch das café révolution entstand auch die Motivation für diese Bachelor-Thesis.

Geschlechtsinklusive Sprache

In der deutschen Sprache wird mehrheitlich das generische Maskulinum verwendet. Dies führt dazu, dass der männliche Standpunkt in den Vordergrund gesetzt wird und seine Perspektive als Standardperspektiv festgeschrieben wird (vgl. (Gümüşay 2020: 19). Auch wenn das generische Maskulinum vorgibt, alle Menschen zu inkludieren, ist dies laut Gümüşay jedoch nicht ausreichend, wenn sich dadurch nicht alle Menschen angesprochen und/oder mitgedacht fühlen (vgl. ebd.: 20). Deshalb wird in der vorliegenden Arbeit der Gender Stern (*) verwendet. Dieser soll darauf hinweisen, dass die binären Kategorien von Mann und Frau konstruiert sind und soll die Personen, die sich nicht in diesen Kategorien sehen und mitgedacht werden, inkludieren (vgl. Obulor/RosaMag 2021: 220). Daher wird versucht, eine möglichst geschlechtsinklusive Sprache zu verwenden, um der Machtdynamik des binären Systems entgegenzuwirken.

Schwarz

Wenn in der vorliegenden Arbeit von Schwarzen Menschen gesprochen wird, wird Schwarz stets mit einem grossen «S» geschrieben. Dies soll darauf hinweisen, dass Schwarz nicht als Farbe gemeint ist, sondern als eine Position in der Gesellschaft verstanden werden kann. Schwarz ist eine politische Selbstbezeichnung von Schwarzen Menschen. Bei der

Selbstbezeichnung Schwarz, geht es um die gemeinsamen Rassismuserfahrungen, die die Betroffenen miteinander teilen (vgl. Ogette 2020: 77). Dabei geht es nicht ausschliesslich um die Rassismuserfahrungen, sondern auch um die Widerstandserfahrungen von Schwarzen Menschen (vgl. ebd.: 77). Es ist wichtig, die Perspektive Schwarzer Menschen anzuerkennen und sie nicht sprachlich zu unterdrücken (vgl. (Gümüşay 2020: 49).

Weiss-Sein

Weiss wird, falls es nicht zu Beginn eines Satzes steht, stets klein und kursiv geschrieben. Dies um zu veranschaulichen, dass es sich bei dem Begriff *weiss*, ebenfalls um eine Konstruktion handelt, die für eine Position und die dazugehörigen Privilegien steht (vgl. Obulor/RosaMag 2021: 224). Somit wird *weiss* nicht als Hautfarbe verstanden. In dem *weiss*-Sein benannt wird, bleibt es nicht weiterhin die Position, die nicht benannt werden muss, weil sie die vermeintliche Normalität verkörpert, die andere nicht *weisse* Menschen benennt.

Race

Das Wort «Rasse» wird als ein Konstrukt verstanden, das von Menschen erschaffen wurde, um eine Hierarchie zwischen verschiedenen Menschengruppen zu konstruieren. Dabei geht es um einen Aufbau eines Machtverhältnisses zwischen Unterdrückenden und Unterdrückten. Diese Konstruktion ist geleitet von der Motivation, eine herrschende Gruppenidentität zu schaffen, die in Abgrenzung zu *Anderen* steht. So entstand «Rasse» aus dem Rassismus heraus. Obwohl es sich um eine Konstruktion handelt, geht aus ihr eine reale Diskriminierung hervor. Ein soziales Konstrukt kann ein gesamtgesellschaftliches Problem auslösen, dessen Auswirkungen realer nicht sein könnten.

Das Wort *race* und «Rasse» sollten nicht gleichgesetzt werden. Auch wenn eine Gefahr besteht, dass das Wort *race* eine Art Verharmlosung erlebt. Beim Wort «Rasse» wird im Unterschied zu *race*, die Wirklichkeit der «Rassentheorie» suggeriert und nicht als eine sozial konstruierte Kategorie erlebt, im Unterschied zu *race* (vgl. Obulor/RosaMag 2021: 223). Auf dieser Grundlage wird in dieser Arbeit das Wort *race* benutzt, um eine möglichst schmerzarme Sprache zu verwenden.

1.4 Methodisches Vorgehen und Aufbau der Arbeit

Bei der vorliegende Bachelor-Thesis handelt es sich um eine Theoriearbeit. Um diese zu erarbeiten, wird verschiedene Fachliteratur beigezogen. Diese ist in den Bereichen der feministischen und postkolonialen Theorien, der Sozialen Arbeit, der Criticle Whiteness Studies und der Soziologie einzuordnen. Diese Fachbereiche sollen dazu dienen, Erkenntnisse zu gewinnen, um die Forschungsfrage zu beantworten. Wie im Kapitel 1.3

beschrieben wurde, wird sich die Theoriearbeit darauf konzentrieren, sich gegen rassistische und sexistische Strukturen in den Wissenschaften zu stellen.

Die Einführung hat dazu gedient, in die nun folgende Arbeit einzuleiten. Im weiteren ist die Arbeit in zwei Hauptteile unterteilt. Im ersten Teil der vorliegenden Bachelorarbeit wird es um Rassismus und Intersektionalität gehen. Dabei soll zuerst nochmals der Fokus auf die Strukturbedingungen von Machtverhältnissen gelegt werden. Zudem wird die postkoloniale Schweiz beleuchtet. Wenn die Thematik Rassismus analysiert wird, ist es im Gegenzug auch wichtig, sich kritisch mit *weiss-Sein* und diesen Machtdynamiken auseinanderzusetzen. Denn *weisse* Vorherrschaft führt dazu, dass Rassismus weiter besteht. Hierzu ergänzend wird Rassismus und *weiss-Sein* im Zusammenhang mit der Sozialen Arbeit betrachtet. In einem nächsten Schritt wird die intersektionale Perspektive genauer erläutert. Im Mittelpunkt der Analyse wird Intersektionalität in Schwarzen Räumen stehen. Dabei wird Inklusion eine wichtige Rolle spielen und ebenso ihre dazugehörigen Grenzen. Zusätzlich wird versucht, einen alternativen Umgang mit Differenzen aufzuzeigen.

Im zweiten Teil der Arbeit geht es darum, verschiedene Konzepte von Empowerment kennen zu lernen. Der Fokus wird dann auf dem Empowerment Ansatz liegen, der von und für Schwarze Frauen* gedacht ist. In diesem Zusammenhang soll der Blickwinkel darauf gerichtet werden, was durch diese Arbeit auf individueller wie auch auf gesellschaftlicher Ebene geschehen kann. Im Anschluss werden Empowerment-Räume/Safer-Spaces analysiert. Dabei geht es darum, wie solche Räume in der Praxis aussehen. Ergänzend geht es darum herauszufinden, wie anhand der Empowermentarbeit eine subjektbezogene und soziale Veränderung entstehen kann. Zum Schluss soll aufgezeigt werden, wo es allenfalls Herausforderungen in der Umsetzung gibt. Anhand dieser drei Schwerpunkte wird versucht eine Basis zu schaffen, um im letzten Teil der Arbeit die Forschungsfrage beantworten zu können.

Am Ende der Bachelorarbeit werden die verschiedenen Erkenntnisse der vorherigen Kapitel zusammengefasst und ein Fazit in Bezug auf die Fragestellung gezogen. Zudem soll die Schlussfolgerung der Arbeit auch dazu dienen, das Geschriebene zu reflektieren und weiterführende Gedanken zu formulieren.

2. Rassismus und Intersektionalität

In diesem Kapitel wird Rassismus beschrieben und definiert. Dabei geht das Kapitel auf verschiedene Dimensionen von Rassismus ein. Zu Beginn wird aufgezeigt, was Rassismus ist und wie er in unserer Gesellschaft wirkt. Dieses Verständnis wird als Grundlage für die weitere Arbeit dienen. In einem weiteren Punkt wird auf die koloniale Geschichte der Schweiz Bezug genommen. Es wird der Irrglaube aufgehoben, dass die Schweiz keine koloniale Verantwortung tragen muss. Dabei soll der Blick in die Vergangenheit aufzeigen, wie koloniale Praktiken die heutige Gegenwart prägen. Dies wird mit Hilfe einer postkolonialen Perspektive vorgenommen.

Nach dem historischen Rückblick wird die Soziale Arbeit hinsichtlich ihrer Verwobenheit in Machtverhältnisse thematisiert. Der Fokus wird dabei auf der Verstrickung in rassistische Strukturen liegen. Eine denkbare Handlungsmöglichkeit gegen eine rassistische Praxis in der Sozialen Arbeit wird anhand der Theorie der kritischen Weisheitsforschung genauer erläutert. Dieser Ansatz wird als ein Ansatz verstanden, der unumgänglich ist für *weisse* Menschen und im spezifischen für *weisse* Sozialarbeiter*innen.

Aufbauend auf dem Verständnis zum Dominanzverhältnis von Rassismus, wird es im zweiten Teil des Kapitels um Intersektionalität gehen, da Dominanzverhältnisse immer unter einer intersektionalen Perspektive zu betrachten sind. In diesen Abschnitten wird beleuchtet, wie verschiedene Diskriminierungsformen miteinander verwoben sein können und was für eine neue Diskriminierungserfahrung dabei entsteht. Zum Schluss wird aufgezeigt, wie ein Umgang mit Differenz in der Gesellschaft möglich sein könnte.

Ziel dieses Kapitels ist es, Dominanzverhältnisse aufzuzeigen und dabei unterschiedliche Positionen zu benennen und zu analysieren. Diskriminierungsformen sollen dabei unter einer intersektionalen und postkolonialen Perspektive betrachtet werden, um das Verständnis von Herrschaftssystemen umfangreicher zu analysieren und zu verstehen. Dabei dient die intersektionale wie auch postkoloniale Perspektive dazu, «einfache Antworten zu verwerfen, tiefer zu graben, sich selbst zu hinterfragen und den kollektiven Austausch zu wagen» (Leinius/Mauer 2021: 61).

2.1 Rassismus

Rassismus schafft Differenz und eine ungleiche Verteilung von Macht. Besonders für Menschen, die von den Strukturen von Rassismus negativ betroffen sind, ist es zentral, den gesellschaftlichen Kontext von Rassismus zu verstehen, um Gefühle wie Angst, Schmerz, Ungerechtigkeit und Einsamkeit richtig einordnen zu können. Dies ist notwendig, damit Rassismus nicht als individuelles Problem betrachtet wird, sondern als ein

gesamtgesellschaftliches Problem anerkannt wird (vgl. Mohenski 2020: 430). Dieses Machtverhältnis regelt die Partizipationsmöglichkeiten einer marginalisierten Gruppe. Rassismus definiert ihre Identität, legitimiert Ausschlüsse und Privilegien und wirkt auf verschiedenen Ebenen (ökologisch, politisch, sozial, individuell und kollektiv).

Rassismus in seiner ganzen Dimension zu beschreiben und zu definieren ist sehr komplex und auch umstritten. Rassismus wird in der vorliegenden Arbeit immer unter einer intersektionalen und postkolonialen Perspektive verstanden. Rassismus kann als Begriff sehr weitläufig definiert oder auch sehr eng genommen werden. Zum einen kann der Begriff auf einen biologischen Ansatz zurückgeführt werden, was eine enge Definition von Rassismus erfordert. So hat beispielsweise Miles Robert (Miles 1991: 105f zit. nach Weiss 2013: 24f) Rassismus dahingehend verstanden, dass als erstes

einer oder mehrerer biologischer Merkmale als Kriterium für die Bezeichnung einer Kollektivgruppe in der Weise, dass ihr ein naturgegebener, unwandelbarer Ursprung und Status und von daher eine ihr innewohnende Differenz anderen Gruppen gegenüber zugeschrieben wird. (...). Zweitens müssen der so bezeichneten Gruppe zusätzliche, negative bewertete Merkmale zugeschrieben werden und/oder sie muss so dargestellt werden, dass sie negative Konsequenzen für irgendeine andere Gruppe verursacht.

Bei diesem Ansatz wird eine biologische Theorie als Grundlage verwendet, die eine Kritik aufweist, da sie auf der «Rassenkonstruktion» aufbaut.

Im Zitat von Guillaumin, «Race does not exist but it does kill people» (Guillaumin 1995: 107) wird darauf hingewiesen, dass es wissenschaftlich keine «Menschenrassen» gibt, aber die Auswirkungen von Rassismus, der aufgrund einer «Rassenkonstruktion» entstanden ist, dennoch reale Konsequenzen haben. Es handelt sich dabei um etwas Unwirkliches, was trotzdem da ist und gravierende Folgen hat.

Ein weiterer Ansatz verfolgt ein sozial-psychologisches Prinzip und kann nach Czollek, Perko, Kaszner, Czollek folgendermassen definiert werden (Czollek et al. 2019: 141)

Rassismus bedeutet die strukturelle Diskriminierung von Menschen als Ineinander-greifen von kultureller, institutioneller und individueller Diskriminierung. Rassismus ist ein Prozess und eine gesellschaftliche Praxis, infolge deren Menschen aufgrund ihnen zugeschriebenen Merkmale (z.B. Aussehen, Namen, Sprache etc.) als soziale Gruppe und als die Anderen konstruiert, negativ bewertet und strukturell diskriminiert werden.

Dabei wird zusätzlich darauf hingewiesen, dass es mehrere Formen von Rassismus gibt und sie sich voneinander unterscheiden (vgl. Czollek et al. 2019: 141). In dieser Arbeit liegt der Schwerpunkt auf Rassismus, der sich spezifisch gegen Schwarze Menschen richtet und sich an der zweiten Definition von Rassismus nach Czollek et al. orientiert.

Wenn Rassismus thematisiert wird, kann dies nicht geschehen, ohne eine kritische Auseinandersetzung mit *weiss-Sein* vorzunehmen. Denn *weiss-Sein* wird in Europa als Norm definiert, die durch ihre vermeintliche Normalität nicht benannt werden muss (vgl. Arndt 2005a: 27). Diejenigen Menschen, die von Rassismus in unserer Gesellschaft profitieren, sind *weisse* Personen, sprich Personen, die nicht negativ von Rassismus betroffen sind (vgl. Tissberger 2020: 99). So geht Tissberger davon aus, dass *weisse* Personen aktive Subjekte in der Problematik mit Rassismus sind und somit ein wesentlicher Teil des Konstruktes ausmachen (vgl. 2020: 99). Die Menschen, die in der Gesellschaft die vermeintliche Norm ausmachen, haben das Privileg der Individualität (vgl. Gümüşay 2021: 63). Das bedeutet, dass *weisse* Menschen nicht zu einer Gruppe konstruiert werden, sondern als Individuen mit ihren jeweiligen, unterschiedlichen Zügen erscheinen. Personen, die nicht in das Norm Schema passen und von der herrschenden Gesellschaft benannt werden, sind dadurch ihrer Individualität beraubt (vgl. ebd.: 63). Es geschieht eine Homogenisierung der jeweiligen Subjekte. So werden auch Schwarze Frauen zu einer einheitlichen Gruppe reduziert. *Weiss-Sein* wird im Alltag immer wieder zur unmarkierten und unbenannten Norm, wohingegen Schwarz-Sein stets als etwas Auffallendes, Aufregendes und Unbekanntes dargestellt und gesehen wird (vgl. dos Santos Pinto 2013: 181). Diese Praxis hat einen kolonialen Hintergrund und basiert auf einer hierarchischen Kategorisierung, bei der das Resultat Subjekte (*weisse* Menschen) und Objekte (Schwarze Menschen) sind (vgl. ebd.: 181). Aufgrund der kolonialen Geschichte und der Entstehung von Rassismus kann hier eine Art Naturalisierung/Biologisierung festgestellt werden.

Dadurch, dass Schwarze Menschen als Objekt betrachtet werden, werden sie zu den *Anderen* konstruiert. Dadurch entsteht Othering, was eine Dominanzausübung derer ist, die die unmarkierte, unbenannte *weisse* Norm ausmacht (vgl. Waldmann 2019: 59). Othering ist ein wichtiger Bestandteil von Rassismus, da Othering eine Unterteilung in *Wir* und die *Anderen* vornimmt und dabei das *weisse Wir* hierarchisch höher gewertet wird. Hier entsteht demzufolge eine Dichotomisierung. Ha beschreibt Othering als «eine determinierte binäre Vorstellung von kultureller Identität, die das *Wir* von dem *Anderen*, das Eigene von dem Fremden trennt und sich dabei in eine privilegierte Position setzt.» (Ha 2000: 377f) Die Kategorien von Schwarz und nicht Schwarz, von Frau* und Mann* oder behindert und nicht behindert, bilden die Basis für Diskriminierung und Privilegien. Besonders People of Color (PoC) werden, wie Mohseni verdeutlicht, häufig zu Objekten gemacht, die beobachtet und analysiert werden und dies aus einer nicht benannten *weissen* Perspektive (vgl. Mohseni 2020: 10). Somit entsteht eine (Re-) Produktion von Rassismus.

Durch die systemische Höherstellung von *weissen* Menschen gegenüber BIPoC, ist es für *weisse* Menschen nicht möglich, Rassismus zu erfahren. Bei Rassismus handelt es sich um

ein Dominanzverhältnis, das nicht umgekehrt funktioniert. *Weisse* Menschen können in unterschiedlichen Bereichen Diskriminierung erleben. Sie sind jedoch von Rassismuserfahrung ausgeschlossen.

2.1.2 Schweizer Geschichte und die Verstrickung in den Kolonialismus

Eine postkoloniale Perspektive, wie sie in dieser Arbeit eingenommen wird, geht davon aus, dass die Dekolonialisierung nicht dazu geführt hat, dass sich Herrschaftsverhältnisse aufgelöst haben (vgl. Leinius/Mauer 2021: 46). Sie bestehen in veränderten Formen bis heute. Demzufolge ist es unerlässlich eine Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus und den daraus entstehenden Folgen in der Gegenwart zu machen. Um den Rassismus zu verstehen, der die Gegenwart der Schweiz prägt, ist es unumgänglich sich mit der kolonialen Vergangenheit der Schweiz auseinanderzusetzen.

Europäischer Kolonialismus bezeichnet die Zeitspanne, in der europäische Länder, zwischen dem 16. und dem 20. Jahrhundert, aussereuropäische Länder gewaltsam erobert haben. Mit der Eroberung kam auch die ökonomische Ausbeutung, die zu einer Ungleichbehandlung von Menschen führte und die Basis für den Kapitalismus schuf (vgl. Putschert 2019: 22). Zusätzlich entstand ein eurozentrisches Wissenssystem, das bis heute die Gesellschaft prägt. Der Kolonialismus ist ein Herrschaftssystem, das beharrlich in unserer Gegenwart stattfindet, wenn auch ohne Kolonien. Eine koloniale Herrschaft hat verschiedene Dimensionen auf der sie wirken kann. Es wird nach Fischer-Tiné zwischen folgenden fünf Dimensionen unterschieden: Politisch, militärisch, kulturell, ökonomisch und epistemisch (vgl. Fischer-Tiné 2021: 8min).

Die Schweizer Politik betont immer wieder, dass sie stolz darauf sei, dass sie niemals etwas mit dem Kolonialismus zu tun gehabt hatte (vgl. Putschert 2019: 12ff). Auch wenn es kaum bekannt ist, hat die Schweiz eine koloniale Vergangenheit. In diesem Abschnitt wird es darum gehen, ein Bild davon zu zeichnen, wie die Schweiz in den Kolonialismus verstrickt war. In den letzten Jahren wurde die Aufmerksamkeit von Historiker*innen immer mehr auf die Schweizer Kolonialgeschichte gelenkt. So haben zahlreiche Studien bewiesen, dass die Schweiz, obwohl sie keine Kolonie besass, durch andere Dimensionen in den Kolonialismus eingebunden war (vgl. dos Santos Pinto 2013: 147).

Die Schweizer Kolonialgeschichte kann auf die kulturelle, ökonomische und epistemische Dimension zurückgeführt werden (vgl. dos Santos Pinto 2013: 147). Bei der Analyse der kulturellen Dimension wird deutlich, dass es sich dabei um die Völkerschauen handelt. Diese fanden in der Schweiz zwischen den Jahren 1835 bis 1964 statt. Die letzte Völkerschau in der Schweiz wurde vom Zirkus Knie gezeigt. Völkerschauen sollten dazu dienen, die «Anderen» von den «Eigenen» zu unterscheiden und eine Hierarchisierung vorzunehmen, bei der die «Eigenen» (*weisse* Schweizer*innen) priorisiert wurden (vgl. ebd.: 150). Hier wurde mit dem

Konzept von Othering gearbeitet. Obwohl die Völkerschauen zu «Krankheiten und Todesfällen aufgrund schlechter sanitärer Anlagen, Übermüdung aufgrund langer Arbeitszeiten und öffentlichen Geburten und Todeszeremonien» (ebd.: 151) führten, hielt es die Menschen nicht davon ab, weiterhin die Schauen zu besichtigen. Da die Völkerschauen dazu gedient hatten, Zoos, Zirkusse und Landesausstellungen finanziell zu bereichern, hatte dies ebenfalls einen wirtschaftlichen Vorteil für die Schweiz. Aus wissenschaftlicher Dimension hatten die Schauen ebenfalls einen Mehrwert für die Schweiz. So mussten «Rassenforscher» nicht den kostspieligen Weg auf sich nehmen, um in die fremden Kolonien zu reisen, sondern sie konnten die Ausseneuropäer*innen von der Schweiz aus untersuchen. Es entstand für die Forscher eine «Fundgrube von Untersuchungsmaterial» (dos Santos Pino 2013: 152). Die Wissenschaft und die «Kulturbranche» konnten voneinander profitieren. Die Wissenschaft dadurch, dass sie Untersuchungsmaterial zur Verfügung hatte und die «Kulturbranche» davon, dass ihre Völkerschauen als Ort für Bildung angesehen wurden und somit mehr Menschen die Schauen besichtigten (vgl. Putschert 2019: 107). Dabei ging es jedoch nicht um Wissensvermittlung, sondern um die Inszenierung der Menschen, die ausgestellt wurden (vgl. ebd.: 108).

Zusätzlich zu den drei oben erwähnten Dimensionen war die Schweiz auch hinsichtlich der militärischen Dimension in den Kolonialismus verstrickt. Seit dem Jahr 1830 haben ca. 60'000-80'000 Schweizer Söldner für die Französischen Fremdenlegionen gekämpft (vgl. Fischer-Tiné 2021: 16min). Diese militärischen Einsätze fanden meist im Zusammenhang mit Kolonialkriegen, wie dem Krieg in Algerien statt (vgl. Fischer-Tiné 2021: 16min). Schweizer Söldner dienten jedoch nicht nur der französischen Kolonialmacht, sondern auch den Niederlanden. In dieser Kooperation halfen Schweizer Söldner dabei, das heutige Indonesien auszubeuten und zu erobern (vgl. Fischer-Tiné 2021: 17min). Demzufolge war die Schweiz nicht neutral, sondern hat aktiv in Kolonialkriegen Kolonialmächte militärisch unterstützt. Durch den Kolonialismus und die daraus folgende Darstellung von Schwarzen Menschen, haben sich bei der *weissen* Dominanzgesellschaft prägende Bilder internalisiert. So hat sich die vermeintliche Überlegenheit von *weissen* Menschen gegenüber Schwarzen Menschen in den Körper eingeschrieben und prägt das Denken, Fühlen und Verhalten noch heute (vgl. Rommelspacher 1995: 40).

2.1.3 Rassismus und Soziale Arbeit

Die Soziale Arbeit und ihre Verknüpfung mit Rassismus und Machtverhältnissen wird im folgenden Kapitel kritisch beleuchtet. Zu Beginn wird kurz die Soziale Arbeit als eine Menschenrechtsprofession definiert, um von einem geteilten Verständnis der Sozialen Arbeit

auszugehen. Die Soziale Arbeit wird von der «International Federation of Social Worker» (IFSW) im Jahr 2014 wie folgt definiert:

Soziale Arbeit ist ein praxisorientierter Beruf und eine wissenschaftliche Disziplin, die den gesellschaftlichen Wandel und die Entwicklung, den sozialen Zusammenhalt sowie die Stärkung und Befreiung von Menschen fördert. Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit, der Menschenrechte, der kollektiven Verantwortung und der Achtung der Vielfalt sind zentrale Elemente der Sozialen Arbeit. Gestützt auf Theorien der Sozialen Arbeit, Sozialwissenschaften, Geisteswissenschaften und indigenem Wissen, bindet Soziale Arbeit Menschen und Strukturen ein, um Herausforderungen des Lebens anzugehen und das Wohlbefinden zu steigern. Die obige Definition kann auf nationaler und/oder regionaler Ebene erweitert werden.

In dieser Definition wird deutlich, dass die Soziale Arbeit eine Menschenrechtsprofession ist, die sich an den Bedürfnissen ihrer Adressat*innen orientiert und einen Auftrag der Gesellschaft ausführt. Bei diesen beiden Aspekten wird in der Sozialen Arbeit vom beruflichen Doppelmandat gesprochen. Mandat kann hier sinngemäss mit «Auftrag» übersetzt werden. Zum einen soll den Adressat*innen «geholfen» werden und zusätzlich gibt es den Auftrag der gesellschaftlichen Instanz (vgl. Staub-Bernasconi 2007: 199). Die gesellschaftliche Instanz in der Sozialen Arbeit ist der Staat. Staub-Bernasconi geht davon aus, dass es für eine professionelle Soziale Arbeit unumgänglich ist, sich vom beruflichen Doppelmandat hin zu einem professionellen Tripelmandat zu bewegen (vgl. ebd.: 200). Im unteren Teil der obigen Definition wird auf das professionelle Tripelmandat hingewiesen. Beim dritten Mandat handelt es sich nach Staub-Bernasconi um eine «*wissenschaftlich und menschenrechtlich begründete Fachpolitik*», die sich in sozialpolitische Diskurse einmischt (vgl. ebd.: 201). Wenn die Soziale Arbeit als eine Menschenrechtsprofession betrachtet wird, ist es unumgänglich, dass sie sich mit Dominanzverhältnissen in der Gesellschaft auseinandersetzt. Dazu gehört, nicht nur die gesellschaftlichen Dominanzverhältnisse zu betrachten, sondern erfordert auch die Auseinandersetzung mit der eigenen Position und der damit verbundenen Macht.

Soziale Bewegungen setzen sich mit der Verteilung von Ressourcen, der Frage nach sozialen Ordnungen und der Solidarität auseinander, die wiederum einen Einfluss auf die Sozialpolitik und die Soziale Arbeit nehmen (vgl. Wagner 2013: 105). Somit stehen soziale Bewegungen in einem engen Verhältnis zu der Sozialen Arbeit. Dieses Verhältnis sollte jedoch mit Vorsicht betrachtet werden, da soziale Bewegungen häufig auch in ihren Anliegen die Soziale Arbeit kritisieren (vgl. ebd.: 106). Da die Soziale Arbeit sich primär um die Anliegen von Privaten und die Anliegen der Gesellschaft kümmert, fokussiert sie sich auf das berufliche Doppelmandat. Dabei geht die politische Ebene (das dritte Mandat) in der Arbeit unter und wird deswegen häufig von sozialen Bewegungen dafür kritisiert. So kann abschliessend gesagt werden, dass

soziale Bewegungen und die Soziale Arbeit als «Bündnis- und Streitpartnerinnen» (ebd.: 114) fungieren, wenn es um die Ausgestaltung sozialer Strukturen geht.

Wenn nun in einem weiteren Schritt die Auseinandersetzung mit der Verstrickung in Dominanzverhältnisse stattfinden soll, muss zu Beginn Rassismus etwas genauer analysiert werden. Rassismus kann auf unterschiedlichen Ebenen vorkommen. Bei einer kritischen Analyse von Rassismus ist es notwendig, die unterschiedlichen Ebenen voneinander zu differenzieren, damit die vielfältigen Formen von rassistischen Praktiken verstanden werden können. Für diese Arbeit wird Rassismus in drei unterschiedliche Ebenen unterteilt. Diese sollen nicht als eine Hierarchie gelesen werden, sondern als eine Aufzählung von drei Punkten die nicht getrennt voneinander auftreten, sondern eng ineinander verwoben sind.

- Struktureller Rassismus
- Institutioneller Rassismus
- Individueller Rassismus

Beim strukturellen Rassismus geht es um die staatliche Ebene. Das bedeutet, dass «das gesellschaftliche System mit seinen Rechtsvorstellungen und seinen politischen und ökonomischen Strukturen Ausgrenzungen bewirkt» (Rommelspacher 2009: 30). Dies kann sich beispielsweise in Form von restriktiven Asylgesetzten äussern. Bei institutionellem Rassismus handelt es sich um rassistische Strukturen, die innerhalb von Institutionen/Organisationen stattfinden. Somit bezieht sich der institutionelle Rassismus auf «eingeschliffene Gewohnheiten, etablierte Wertvorstellungen und bewährte Handlungsmaximen» (Rommelspacher 2009: 30). Hier wird deutlich, wie der strukturelle Rassismus den institutionellen Rassismus beeinflusst. In Bezug auf die Praxis der Sozialen Arbeit wird verdeutlicht, dass durch restriktive Gesetze die Handlungsmaximen in den Institutionen geprägt werden. Hier wird das doppelte Mandat der Sozialen Arbeit ersichtlich. Zum einen die staatliche Abhängigkeit und zum anderen das Mandat der Klient*innen.

Beim individuellen Rassismus gehen rassistische «Handlungen und Einstellungsmuster» (ebd.: 30) von Einzelpersonen/Gruppen aus.

Damit die Soziale Arbeit im Zusammenhang mit Rassismus analysiert werden kann, ist es unumgänglich diese drei Ebenen zu betrachten, damit festgestellt werden kann, wo in der Sozialen Arbeit Rassismus stattfindet und auf welcher Ebene interveniert werden muss.

Dass sich die Soziale Arbeit kritisch mit ihrer eigenen Machtposition auseinandersetzt, ist keine Selbstverständlichkeit (vgl. Grossmass: 2015: 216). Ohne kritische Auseinandersetzung entsteht ein distanziertes Verhältnis zu Macht, was wiederum einen negativen Einfluss auf die Praxis hat. Durch einen Blick in die Vergangenheit wird deutlich, dass die Soziale Arbeit in verschiedene Dominanzverhältnisse verstrickt war und immer noch ist. Da soziale

Ungerechtigkeiten in der Sozialen Arbeit eine zentrale Rolle spielen, sind soziale Kategorien in der Praxis nicht wegzudenken (vgl. Bronner/Paulus 2017: 103). Dies führt laut Bronner und Paulus dazu, dass in der Praxis Kategorisierungen stattfinden, die «die Gefahr des Ein- und Ausgrenzens» (ebd.: 103) in sich tragen. Die Soziale Arbeit wurde in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder kritisiert für ihre Praxen, die nicht einer Menschenrechtsprofession gerecht wurden.

Ein Beispiel für die Verstrickung in Dominanzverhältnisse ist die Zeit der Eugenik. Durch eine brutale, gewaltvolle und unmenschliche Herangehensweise wurden ausgewählte Menschen als weniger gut markiert und entsprechend behandelt. In diesem Zusammenhang wurden den ausgewählten Menschen ihre Kinder weggenommen, Anstaltsplatzierungen verordnet, ein Eheverbot erklärt und Sterilisationen durchgeführt. So entstand in den 1930er Jahren bis in die 1940er Jahren in der Schweiz eine strukturelle Stigmatisierung von Personen, die einer Minderheit angehörten (vgl. Hauss 2018: 96). So zeigen sich in der Geschichte verschiedene Epochen in der die Soziale Arbeit Disziplinierung, Herrschaft und Gewaltausübungen praktiziert hat (vgl. Grossmass: 2015: 2017). Diese gewaltvollen Praktiken haben sich mehrheitlich zu Beginn der Sozialen Arbeit abgespielt. Auch wenn die Soziale Arbeit als eine Menschenrechtsprofession ungerechte gesellschaftliche Verhältnisse kritisiert, kann sie sich selbst nicht ausserhalb der Verhältnisse verordnen (vgl. Bonner/Paulus 2017: 105). Die Soziale Arbeit ist durch ihr Mandat mit der staatlichen Instanz nicht ausserhalb dieses Kontextes zu analysieren.

Das bedeutet, dass Sozialarbeiter*innen in einem Feld agieren, das von rassistischen Machtverhältnissen auf struktureller, institutioneller und persönlicher Ebene geprägt ist (vgl. Beck 2021: 38). Rommelspacher argumentiert damit, dass Menschen, ob beabsichtigt oder nicht, in «rassistische Diskurse verstrickt» (Rommelspacher 2009: 33) sind. Somit sind rassistische Handlungen losgelöst von der Intention und bleiben rassistische Handlungen.

Für *weisse* Sozialarbeiter*innen kann es schwer sein, sich selbst als *weiss* wahrzunehmen und sich dadurch als einen Teil des Rassismus zu sehen (vgl. Tissberger 2020: 104). Zusätzlich nehmen Sozialarbeiter*innen Rassismus als ein individuelles Problem ihrer Adressat*innen wahr und sehen dabei den institutionellen wie auch strukturellen Rassismus häufig nicht (vgl. ebd.: 110). Diese beiden Faktoren haben einen erheblichen Einfluss auf die Adressat*innen der Sozialen Arbeit.

Staub-Bernasconi plädiert für eine Soziale Arbeit, die sich kritisch mit Machtpositionen und der eigenen Verstrickung in Dominanzverhältnisse auseinandersetzt (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 15). Die Problematik sieht sie darin, dass Professionelle der Sozialen Arbeit, dank des Berufskodex zwar wissen, dass sie gegen Ungerechtigkeiten und Menschenverletzungen vorgehen müssen, jedoch fehlt es ihnen an Strategien und theoretischem Fachwissen zu den

Dominanzverhältnissen, um auch gegen sie vorgehen zu können (vgl. Staub-Bernasconi 2018: 122). Dabei ist es nach dem dritten Mandat die Pflicht der Sozialen Arbeit, sich in politische Diskurse einzumischen, wenn diese nicht dem beruflichen Kodex entsprechen.

Die Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschule für Soziale Arbeit, hat in ihrem Curriculum das Thema Rassismus nur in Vertiefungsrichtungen oder Wahlmodulen abgedeckt. Dies wird deutlich beim Betrachten des Modulverzeichnis der HSA FHNW. Das Thema Rassismus ist nicht in Pflichtmodulen vertreten. Dies zeigt auf, welche Stellung Rassismus in der Ausbildung für Professionelle der Sozialen Arbeit hat. Eine kritische Auseinandersetzung mit Rassismus unter einer intersektionalen und postkolonialen Perspektive, müsste bereits in der Ausbildung geübt werden. Da es kein zwingendes Thema in der Ausbildung ist, wird der rassismuskritische Umgang in der Praxis erschwert.

Der theoretische Ansatz der kritischen *Weissseinsforschung* kann dazu helfen, dass sich *weisse* Sozialarbeiter*innen kritisch mit ihrer Dominanzposition auseinandersetzen. Dies soll dazu dienen, Herrschaftssysteme wie Rassismus analysieren zu können, um schlussendlich Rassismus als Herrschaftssystem zu dekonstruieren. Das nachfolgende Kapitel dient als eine nähere Analyse des theoretischen Ansatzes.

2.1.4 Kritische Auseinandersetzung mit *weiss-Sein*

Die kritische Auseinandersetzung mit *weiss-Sein* kann als eine Schwarze Kritik verstanden werden (vgl. Piesche 2005: 16). Dabei wird der Fokus auf die *weisse* Gesellschaft gerichtet, die das Kernelement der Forschung ausmacht. Benannt wird, was ansonsten andere rassistisch markierte Menschen benennt. Es gerät das in den Blickwinkel, was oftmals durchsichtig, neutral und unbenannt versteckt bleibt. Beim Critical Whiteness Ansatz geht es nicht darum, wie bei früheren Rassismus-Forschungen, sich mit rechtsradikalen Personen auseinanderzusetzen, sondern vielmehr darum, sich mit allen *weissen* Subjekten, egal wie die politische Orientierung ist, auseinanderzusetzen (vgl. Tissberger 2020: 98). Durch die kritische *Weissseinsforschung* soll das Bewusstsein fürs *weiss-Sein* geschaffen werden. Dies ist unumgänglich, wenn eine Dekonstruktion von Rassismus entstehen soll. Kritische *Weissseinsforschung* beschäftigt sich mit Dominanzverhältnissen. Eine kritische Auseinandersetzung mit *weiss-Sein* gelingt nur unter Einbezug der Perspektive von rassifizierten Menschen (vgl. Piesche 2005: 17). *Weiss-Sein* wird sonst auf einer oberflächlichen Dimension analysiert. Es benötigt mehrere Perspektiven um *weiss-Sein* dekonstruieren zu können und sie nicht lediglich als eine «kritische Verpackung» (ebd.: 16) aussehen zu lassen. Tissberger beschreibt Whiteness passend als «eine historisch gewordene Struktur, die aus konkreten politischen, ökonomischen und sozialen Machtkonstellationen heraus entstanden ist und die sämtliche Bereiche des Lebens durchzieht.» (Tissberger 2020: 100)

Wird Rassismus als ein gesamtgesellschaftliches Herrschaftssystem verstanden, das kritisiert wird, ist es unumgänglich sich selbst kritisch zu reflektieren. Dabei sollen nicht weiterhin *weisse* Menschen Schwarze Menschen objektivieren und analysieren, sondern *weisse* Menschen sollen sich mit ihren Positionen in diesem System auseinandersetzen und diese kritisch betrachten. *Weiss-Sein* zeigt sich als eine «historisch und kulturell geprägte symbolische und soziale Position, die mit Macht und Privilegien einhergeht und sich daher auch unabhängig von Selbstwahrnehmungen und jenseits offizieller Institutionen individuell, wie kollektiv manifestiert» (Arndt 2005b: 343).

Wenn die Soziale Arbeit ihren Auftrag wahrnimmt zur sozialen Gerechtigkeit beizutragen, ist es unumgänglich, dass die Professionellen der Sozialen Arbeit sich mit ihren eigenen Machtpositionen auseinandersetzen und einen bewussten Umgang damit etablieren (vgl. Rosenstreich 2020: 237).

2.2 Intersektionalität

Sojourner Truth (1797-1883) hat mit ihrer Rede 1851 eine wichtige Erkenntnis verbalisiert. So sagte sie als Schwarze Frau*: «Ain't I a Woman?». Hierbei spielt sie auf die dahin noch nicht bekannte Intersektionalität an. In ihrer Rede äussert sie Kritik an der sogenannten *weissen* Frauen*bewegung, die nur für die Anliegen von *weissen* Frauen* kämpfte und parallel an der Bürgerrechtsbewegung, die von patriarchalen und sexistischen Strukturen geprägt war (vgl. Kelly 2019: 8). So wurde Rassismus in der Frauenbewegung und Sexismus in der Schwarzen Bürgerrechtsbewegung in einem Zug kritisiert. Sie schilderte die Verwobenheit von Geschlecht und race, da sie als Schwarze Frau Diskriminierung als Frau, wie auch als Schwarzer Mensch erfahren hat. Die beiden Aspekte hat Sojourner Truth nicht einzeln erfahren, sondern die Verwobenheit beider Aspekte.

Fortsetzend und namensgebend hat Kimberlé Crenshaw, eine US-amerikanische Juristin, den Ansatz der Intersektionalität geprägt. Vor ihr gab es bereits viele andere Schwarz feministische Pionier*innen, die in eine gleiche Richtung gedacht haben. Ihr spezifisches Ziel war es, einen Ansatz zu entwickeln, bei dem die Verwobenheit von mehreren Diskriminierungsformen gesehen wurde, um schlussendlich vor Gericht gegen diese Art von Diskriminierung vorgehen zu können. Das Bild der Strassenkreuzung, das Crenshaw zeichnet, kann dazu dienen, dass dadurch das Konzept von Intersektionalität besser verstanden wird. An der Strassenkreuzung treffen unterschiedliche Differenzkategorien aufeinander, die dadurch miteinander in einem Zusammenhang stehen.

Durch eine Intersektionale Perspektive wird der Blick darauf gerichtet, wie diverse Positionen sozialer Ungleichheit zusammenwirken. Dabei geht es nicht darum, Unterdrückungsformen additiv zueinander zu verstehen, sondern in der Verwobenheit der jeweiligen Aspekte zu

betrachten. Dabei machen Ungleichheits- und Machtverhältnisse das Kernelement der Analyse aus (vgl. Leinius/Maurer 2021: 45).

Durch eine intersektionale Perspektive in der Sozialen Arbeit entsteht der Anspruch, Adressat*innen und ihre jeweilige Lebenssituation ganzheitlich erfassen zu können. Dies bedeutet, dass Adressat*innen nicht als eine Kategorie wie z.B «Schwarz», «Alt», «Queer», «Arm» kategorisiert werden, sondern ihre individuelle Situation unter Einbezug von Dominanzverhältnissen betrachtet wird (vgl. Bonner/Paulus 2017: 92). Dies führt zu einer differenzierteren Analyse der jeweiligen Lebenslagen.

2.2.1 Drei Zugänge für eine differenzierte Analyse

McCall beschreibt in diesem Zusammenhang drei unterschiedliche Zugänge (inter-, intra- und antikategorial) von Intersektionalität (vgl. Bonner/Paulus 2017: 92). Für die vorliegende Arbeit sind alle drei Zugänge relevant, da sie nicht unabhängig voneinander zu betrachten sind.

In einem Empowerment Raum für Schwarze Frauen* stehen die sozialen Kategorien «race» und «gender» im Fokus. Wenn dieser Raum nun mit Hilfe des *interkategorialen Zugangs* betrachtet wird, stehen nach wie vor die Kategorien «race» und «gender» im Fokus, wobei der Raum zugleich offen ist für weitere soziale Kategorien (sexuelle Orientierung, Religion, Behinderung usw.) (vgl. ebd.: 93).

Beim *intrakategorialen Zugang* nach McCall geht es darum, ein Bewusstsein zu entwickeln, dass es innerhalb einer sozialen Kategorie diverse Unterscheidungen und Ungleichheiten gibt (vgl. Bonner/Paulus 2017: 94). Das bedeutet für einen Raum für Schwarze Frauen*, dass es innerhalb dieser beiden Kategorien nochmals eine grosse Vielfalt an Positionen gibt, die wiederum mit Diskriminierung und Macht verbunden sind. Hierbei ist es zentral Menschen, die sich mit einer sozialen Kategorie identifizieren, weiterhin als Individuum zu betrachten und sie nicht als eine homogene Masse zu konstruieren (vgl. ebd.: 94).

Durch den *antikategorialen Zugang* wird die Herstellung von Kategorien kritisiert und zugleich fordert der Zugang die Dekonstruktion von sozialen Kategorien (vgl. ebd.: 94). Dies könnte nun im Widerspruch zu den bisherigen Aussagen stehen, bezüglich einem Safer Space für Schwarze Frauen*. Durch die konkrete Benennung von «Schwarzen Frauen*» werden soziale Kategorien und ihre sprachliche Dichotomie reproduziert. Mit Hilfe des antikategorialen Zugangs wird jedoch versucht, dem entgegenzuwirken. Wenn nun, wie in der Sozialen Arbeit oder bei einem Safer Space für marginalisierte Menschen, das Arbeiten ohne Kategorien erschwert ist, geht es beim antikategorialen Zugang vielmehr darum, «Kategorien sowie damit zusammenhängende Macht- und Ungleichheitsprozesse aufzuzeigen und darin enthaltene Zuschreibungen, Stereotype aufzubrechen.» (Bonner/Paulus 2017: 95).

Diese drei Zugänge, welche McCall entwickelt hat, sieht sie selber als Versuche, um die komplexen Zusammenhänge von Dominanzverhältnissen besser zu erkennen und somit Strategien zu entwickeln, um ihnen entgegenzuwirken (vgl. ebd.: 96).

2.2.2 Intersektionalität in marginalisierten Gruppen

Unterdrückungsstrukturen sind immer intersektional zu verstehen (vgl. Nassir-Shahnian 2013: 22). Das bedeutet, dass in der Schwarzen Community nicht ausschliesslich das Dominanzverhältnis Rassismus eine Rolle spielt, sondern dass weitere Unterdrückungsstrukturen intersektional dazu verlaufen. Menschen gehören diversen Kategorien an, was zu einer mehrdimensionalen Zugehörigkeit führt. Dies verdeutlicht, dass es nicht möglich ist, dass eine Person entweder nur in einer machtvollen oder einer machtlosen Position steht (vgl. Rosenstreich 2020: 235). Jede Person hat demzufolge Anteile in sich, die diskriminiert werden und wieder andere Anteile, die privilegiert sind (vgl. Rommelspacher 1995: 183). Anti-Schwarzer Rassismus bildet in der Schwarzen Community eine Gemeinsamkeit. Rassismus macht «eine wirkungsvolle Kategorie in Verbindung mit vielen anderen sozialen Ungleichheitskategorien» (Mohseni 2020: 500) aus. Dies macht deutlich, dass Menschen, die Anti-Schwarzen Rassismus erfahren, sich in weiteren sozial konstruierten Ungleichheitskategorien befinden. Somit ist die individuelle Ebene ebenso zentral, wie die kollektive Erfahrung Schwarz zu sein, in der Schwarzen Community.

Audre Lord (2020: 18) schreibt in ihrem Essay «Vom Nutzen der Wut: Wie Frauen auf Rassismus reagieren», folgendes:

Macht mich eine Schwester darauf aufmerksam, dass ich an ihrer Unterdrückung beteiligt bin, ob bewusst oder unbewusst, wäre es wenig sinnvoll, auf ihre Wut mit Wut zu antworten; der Inhalt unseres Austausches würde in der Abwehrreaktion untergehen.

Dieses Zitat weist auf eine intersektionale Perspektive innerhalb der Schwarzen Gemeinschaft hin. So können andere Diskriminierungsformen wie beispielsweise Klassismus, Ableismus, Colourism u.v.w. wegen der gemeinsamen Rassismuserfahrung untergehen, wenn diese nicht anerkannt werden. Im Kampf gegen Unterdrückungsstrukturen ist es deshalb essenziell, sich mit diversen Diskriminierungsformen auseinanderzusetzen. Dies wurde bereits in Kapitel 2.2.1 mit dem inter- und intrakategorialen Zugang beschrieben.

2.2.3 Alternativer Umgang mit Differenz

Wenn eine Kategorisierung vorgenommen wird, entsteht dabei Differenz. Dabei werden Differenzen als «einfache Gegensätze» (Lord 2021: 130) gegeneinander ausgelegt. Von der Dominanzgesellschaft gehen an die jeweiligen Differenzpositionen unterschiedliche Erwartungen aus. In Kapitel «*Alter, race, Klasse und Gender: Frauen definieren Verschiedenheit neu*», zeigt Lord (2021:131) auf, was geschieht, wenn Differenz nicht neu definiert wird.

Von uns Schwarzen Menschen und People of Color wird erwartet, dass wir *weiße* Menschen von unserer Menschlichkeit überzeugen. Frauen sollen Männer ihr Frausein darlegen. Queere Menschen sollen die heterosexuelle Welt aufklären. Die Unterdrückung besteht auf ihrer Position und vermeidet es, Verantwortung für ihr Verhalten zu übernehmen. Für uns bedeutet das einen ständigen Verlust von Energie, die besser dazu genutzt werden könnte, uns selbst zu definieren und realistische Szenarien für die Veränderung der Gegenwart und die Neugestaltung der Zukunft zu entwerfen.

Hier wird aufgezeigt, was von Personen, die Unterdrückung erfahren verlangt wird, während diejenigen, die für die Unterdrückung verantwortlich sind, passiv bleiben.

Differenzkategorien spielen in der Sozialen Arbeit und einem Safer Space für Schwarze Frauen*, wie in vorherigen Kapiteln beschrieben, eine zentrale Rolle. Das bedeutet, dass Zielgruppen anhand sozialer Kategorien wie beispielsweise Flüchtlinge, Frauen*, Arbeitslose definiert werden. Durch das Definieren einer Zielgruppe werden Differenzkategorien (re-) produziert. Durch die Differenzkategorien werden Angebote in der Sozialen Arbeit geschaffen und gleichzeitig legitimiert (vgl. Mecheril/Melter 2010: 124). Hier wird ein Dilemma der Sozialen Arbeit ersichtlich. Zum einen versucht die Soziale Arbeit Differenzkategorien abzubauen und gleichzeitig werden sie durch ihre Angebote (re-) produziert. Dies macht deutlich, wie essenziell es ist, dass sich die Soziale Arbeit kritisch mit Differenz auseinandersetzt. Durch die Bestimmung von Differenz entsteht zeitgleich eine Hierarchisierung und eine Priorisierung (vgl. Plösser 2010: 224). In einem Safer Space für Schwarze Frauen* wird das Schwarz-sein und das Frau* sein priorisiert. Dabei kann die Gefahr entstehen, dass andere Differenzlinien nicht berücksichtigt werden (vgl. ebd.: 225). Daher ist es unumgänglich sich mit einem alternativen Umgang mit Differenz auseinanderzusetzen. Damit kann ein Umgang geschaffen werden, der für die jeweiligen Subjekte weniger gewaltvoll ist und nicht dem Schema «entweder oder» entspricht.

Durch die Anerkennung von Differenz kann eine Veränderung entstehen. Auch durch einen alternativen Umgang mit Differenz wird es nach wie vor Unterschiede zwischen Menschen geben. Passend dazu sagt Lord «nicht sie sind es, die uns trennen, sondern vielmehr unsere

Weigerung, sie anzuerkennen und Verzerrungen zu analysieren» (Lord 2021: 132). Wenn Differenz anerkannt wird, können Schutzräume entstehen, in denen parteilich gearbeitet wird. So kann in einem weiteren Schritt die negativ konnotierte Differenzkategorisierung umgeformt werden. Wenn Differenz neu definiert wird, muss eine Auseinandersetzung auf Augenhöhe stattfinden (vgl. ebd.: 131). Bestehende Hierarchien, die die momentane Differenzlinien ziehen müssen abgebaut werden, damit Differenz neu interpretiert werden kann.

2.3 Zwischenfazit

Es wurde im Kapitel zwei deutlich, dass Rassismus ein gesamtgesellschaftliches Phänomen ist, das sich auf unterschiedlichen Ebenen ausdrückt. Dabei ist Rassismus ein Herrschaftsverhältnis, das eine jahrhundertlange Geschichte der Unterdrückung von BIPOC aufweist. Es ist demzufolge nicht möglich, Rassismus ohne historischen Kontext zu betrachten. Rassistische Strukturen in der Gegenwart basieren auf der kolonialen Vergangenheit. Die Schweiz hat, obwohl sie keine Kolonie besass, eine koloniale Verantwortung zu tragen. Denn auch sie hat von der Kolonialzeit profitiert und dabei marginalisierte Menschen ausgebeutet und unterdrückt.

Rassismus ist ein Dominanzverhältnis, das sich durch alle Strukturen der Gesellschaft zieht. Das bedeutet, dass die Soziale Arbeit nicht davon ausgeschlossen ist. Die Soziale Arbeit hat als eine Menschenrechtsprofession das Mandat, gegen Dominanzverhältnisse anzukämpfen. Dies muss auf struktureller, institutioneller und persönlicher Ebene stattfinden. Durch eine Vertiefung in das Thema Rassismus, ist es unumgänglich, sich mit der kritischen *Weis*seinsforschung auseinanderzusetzen. Insbesondere *weisse* Sozialarbeiter*innen sollen sich mit der eigenen *weissen* Position auseinandersetzen. Die Ausbildung an der FHNW für Soziale Arbeit bietet in ihrem Curriculum zu wenig Auseinandersetzung mit Rassismus an. Dadurch kann während der Ausbildung nicht genügend Expertise gesammelt werden. Dies hat wiederum einen Einfluss auf die Praxis, die geprägt ist von rassistischen Strukturen. Zusammenfassend kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass es für eine sensible und kritische Soziale Arbeit eine grössere Auseinandersetzung mit Rassismus unter einer intersektionalen und postkolonialen Perspektive benötigt, damit rassistische Strukturen dekonstruiert werden können.

Das zweite Kapitel hat sich in seinem zweiten Teil mit dem Ansatz der Intersektionalität auseinandergesetzt. Dabei wurde verdeutlicht, dass es bei der Betrachtung von Unterdrückungsformen immer eine intersektionale Perspektive benötigt. Dies ist notwendig, damit die jeweiligen Lebenslagen differenziert analysiert werden können. Es wurde dabei verdeutlicht, dass es nicht ausreicht, die unterschiedlichen Unterdrückungsformen einer Person, unabhängig voneinander zu betrachten. Diese sind interdependent zueinander und

zeigen sich durch ihre verwobene Art. Es wurde aufgezeigt, dass durch den intra-, inter- und antikategorialen Zugang die Möglichkeit besteht, eine differenzierte intersektionale Perspektive einzunehmen. Es wurde ebenfalls die Herausforderung aufgezeigt, wie eine solche Perspektive in bereits marginalisierten Gruppen eingenommen werden kann. Ein Safer Space für Schwarze Frauen* ist nicht ausgeschlossen von Diskriminierungserfahrungen. Das bedeutet, dass eine Person Positionen in der Gesellschaft hat, die mit Macht verbunden sind, und wieder andere Positionen, die unterdrückt werden. In einem Safer Space muss das Bewusstsein da sein, dass es mehrere Diskriminierungsformen gibt, die mit race und gender verwoben sind. Ganz nach dem Prinzip «leave no one behind»! Damit sich die Differenzlinien nicht weiter verhärten, benötigt es einen alternativen Umgang mit Differenz. Unterschiede zwischen Menschen sollen anerkannt werden und nicht weiterhin in einem hierarchischen Verhältnis zueinander gestellt werden. Menschen, die unterdrückt werden, müssen diese verinnerlichte Position aufgeben, um Differenz neu zu definieren. Gleichzeitig müssen Menschen, die von Dominanzverhältnissen profitieren, die Position der Überlegenheit abgeben, um ihren Teil zur Umgestaltung von Differenzen wahrzunehmen. Nur durch ein neues Verständnis von Differenz kann Dominanzverhältnissen entgegengewirkt werden.

3. Empowerment-Safer Spaces

Eine mögliche Antwort auf die Dominanzverhältnisse, die im zweiten Kapitel erläutert wurden, können Empowerment und Safer Spaces sein. Deshalb widmet sich das dritte Kapitel diesen beiden Themenfeldern. Zu Beginn wird Empowerment als Konzept vorgestellt. Da es eine Vielzahl von erdenklichen Definitionen gibt, wird Empowerment hier nochmals kontextualisiert, um ein passendes Konzept für die vorliegende Arbeit auswählen zu können. Damit wird verdeutlicht, dass Empowerment grob zusammengefasst auf zwei unterschiedlichen Ebenen stattfinden kann. Die vier Empowerment Zugänge nach Herriger sollen dazu dienen, einen oberflächlichen Einblick in unterschiedliche Herangehensweisen von Empowerment-Arbeit zu bieten.

Der nächste Fokus liegt auf der Empowerment-Arbeit von und für Schwarze Menschen. Dieser Abschnitt ist zentral, damit die Fragestellung beantwortet werden kann. Dabei wird Empowerment als eine mögliche Widerstandsstrategie gegen Herrschaftssysteme beleuchtet. Ferner wird erläutert, wie Empowerment dazu genutzt werden kann, Menschen, die unterdrückt werden, von dieser Position zu lösen, bzw. wie Selbstermächtigung einer marginalisierten Gruppe, zu einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung führen kann.

In einem nächsten Schritt widmet sich die Arbeit der Frage, wo Empowerment stattfinden kann. Hier geht es um das Konzept von Empowerment-Räumen/Safer-Spaces. Einleitend wird vorgestellt, was Empowerment-Räume/Safer-Spaces sind und wie diese spezifische Form von Empowerment in der Praxis aussieht. Bei Empowerment-Räumen/Safer-Spaces geht es vielfach darum, dass marginalisierte Menschen an einem Ort Raum einnehmen, der nicht für sie konzipiert ist. Welche Bedeutung es für Schwarze Frauen* hat, in einer patriarchalen, *weissen* und heteronormativen Gesellschaft Raum einzunehmen, wird im Unterkapitel 3.2.2 bearbeitet. Zusätzlich wird sich das dritte Kapitel dem widmen wie altes verlernt werden muss, damit neues entstehen kann. Um eine diskriminierungsarme Welt zu schaffen, ist es erstmal notwendig, dass altes Denken, Wissen und Handeln neu definiert wird. Es braucht ein Bewusstsein für diese herrschenden Strukturen, um sie abbauen zu können. Zum Schluss des Kapitels wird eine kritische Analyse von Empowerment-Räumen/Safer-Spaces und ihrer Umsetzung vorgestellt. Im Unterkapitel 3.2.4 werden mögliche Herausforderungen beleuchtet, damit ein ganzheitliches Bild entstehen kann. Enden wird dieses Kapitel mit einem kurzen Zwischenfazit über die gewonnenen Erkenntnisse.

3.1 Empowerment

Der Begriff Empowerment stammt aus dem Englischen und kann übersetzt werden als «Ermächtigung/Befähigung» der eigenen Person. Dabei steht die Verbesserung des eigenen Lebens im Fokus. Das eigene Leben wird betrachtet und analysiert, damit selbstbestimmt eine Veränderung ins Leben gerufen werden kann. Was Empowerment nun genau ausmacht und was die Intention dahinter ist, wird sehr unterschiedlich definiert. Die Entstehungsgeschichte beginnt in den 1960er Jahren als ein Element der Bürgerrechtsbewegung in den USA (vgl. Madubuko 2018: 47). Demnach hat Empowerment seinen Ursprung in der Schwarzen Community. Empowerment sollte damals dabei helfen die eigene Schwarze Gemeinschaft zu stärken. So dient Empowerment zum einen dazu, sich selber zu ermächtigen und in einem weiteren Schritt sich kritisch mit Dominanzverhältnissen auseinanderzusetzen. Das Konzept von Empowerment kann demzufolge auf zwei Ebenen stattfinden, zum einen auf der individuellen und zum anderen auf der strukturellen Ebene (vgl. Mai 2020: 101). Auf der individuellen Ebene geht es darum, dass sich Individuen, die von einer oder mehreren Diskriminierungsformen betroffen sind in einem Kollektiv über ihre Erfahrungen austauschen können und dadurch erleben, dass ihre individuellen Erfahrungen Kollektiverfahrungen sind. Auch geht es darum eigene Strategien zu entwickeln, um gegen das Ohnmachtsgefühl anzukämpfen und sich vorhandener Ressourcen bewusst zu werden (vgl. ebd.: 101). Bei diesem Zugang liegt der Fokus darauf das jeweilige Individuum zu empowern. Dadurch soll eine Veränderung auf der Subjektebene geschehen. Durch diesen Zugang kann die Gefahr entstehen, dass Dominanzverhältnisse nicht in der Situationserfassung berücksichtigt werden (vgl. Mohseni 2018: 142). So können Veränderungen auf einer gesamtgesellschaftlichen Ebene nicht stattfinden. Auf der strukturellen Ebene hingegen geht es darum, Macht in unserer Gesellschaft umzuverteilen (vgl. Mai 2020: 102). Durch das in Frage stellen von Machtverhältnissen und Möglichkeiten wird eine Grundlage geschaffen, um Machtstrukturen zu verändern (vgl. Madubuko 2021: 134).

Rosenstreich (2009: 199f) definiert Empowerment folgendermassen:

Empowerment-Ansätze dienen dem Erkennen der eigenen Ressourcen, dem Austausch von Informationen und Erfahrungen sowie der Selbstartikulation. Daraus lassen sich neue Strategien, Interessen, Bedürfnisse und Visionen formulieren; weitere Ressourcen können ausgebaut, neue Machtzugänge gewonnen und Handlungsspielräume ausgeweitet werden, die den Empowerment-Prozess fortführen.

Anhand der Definition von Rosenstreich wird deutlich, dass sich Empowerment-Ansätze an Personen richten, die negativ von Dominanzverhältnissen betroffen sind. Durch das Empowerment-Konzept liegt der Fokus auf den Ressourcen der jeweiligen Subjekte und defizitorientierte Ansätze werden verabschiedet. Es wird versucht die eigenen Ressourcen der

Subjekte zu aktivieren, damit diese selbstbestimmt und autonom handeln können. Die Grundlage für Empowerment Arbeit besteht im Vertrauen darin, dass die jeweiligen Subjekte Stärken haben, die zur Gestaltung einer Veränderung genutzt werden können (vgl. Herriger 2020: 73). Das bedeutet, Empowerment geht stets von einem positiven Menschenbild aus, das die Stärken der Menschen in den Mittelpunkt stellt.

3.1.1 Vier Zugänge zu Empowerment

Empowerment als Begriff birgt die Gefahr in unterschiedlichen Bereichen unserer Gesellschaft als Modewort benutzt zu werden, ohne seinen wirklichen Inhalt zu kennen. So kann Empowerment in der Betriebswirtschaft, der Psychologie, der Sozialen Arbeit und vielen weiteren Bereichen angewendet werden. Dies deutet darauf hin, dass der Inhalt und das Verständnis von einem Empowerment-Konzept je nach Fachbereich sehr unterschiedlich interpretiert werden kann. Was allen Konzepten von Empowerment jedoch zugrunde liegt, ist die Möglichkeit oder das Erstreben einer «besseren Lebenssituation» (Herriger 2020: 13). Durch Empowerment soll eine Optimierung der momentanen Situation geschaffen werden. Wie der Weg und das Ergebnis bei einer «besseren Lebenssituation» aussieht, wird ganz unterschiedlich interpretiert. Das bedeutet, dass mit Empowerment-Konzepten jede erdenkliche «bessere Lebenssituation» angestrebt werden kann und es keine Einigkeit darüber gibt, wie diese aussieht (vgl. ebd.: 13).

In einem nächsten Schritt werden vier Zugänge zu Empowerment nach Herriger vorgestellt. Diese vier Herangehensweisen sind nicht eine vollständige Aufzählung möglicher Zugänge, sondern machen lediglich einen kleinen Teil aus. Diese vier Zugänge sollen dazu dienen, einen ersten Einblick in die diversen Konzepte von Empowerment zu ermöglichen.

Transitives Empowerment

Diese Form von Empowerment kommt in der Sozialen Arbeit häufig vor. Empowerment hat in der Sozialen Arbeit einen hohen Stellenwert und prägt dadurch das Professionsverständnis. Die Soziale Arbeit versucht durch Selbstbefähigung ihre Adressat*innen dahingehend zu unterstützen, ihre Problemlagen autonom lösen zu können (vgl. Enggruben 2020: 45). Dabei handelt es sich um ein Empowerment-Konzept, das durch die Unterstützung von Dritten funktioniert. Transitives Empowerment basiert auf sozialen Institutionen, die Empowerment-Prozesse bei ihren jeweiligen Adressat*innen «anregen, fördern und unterstützen und Ressourcen (...) bereitstellen.» (Herriger 2020: 17) Dieser Ansatz soll dazu dienen, dass Menschen in schwierigen Lebenssituationen in zukünftigen Lebenskrisen auf diese erlernte Ressource zurückgreifen können. Dabei darf nicht ausseracht gelassen werden, dass die Adressat*innen jeweils in unterschiedliche Lebensverhältnisse eingebunden sind und durch

Dominanzverhältnisse eingeschränkt werden (vgl. Enggruben 2020: 51). Bei diesem Zugang besteht die Gefahr, dass diese Komponente nicht berücksichtigt wird.

Politisches Empowerment

Ein politisches Empowerment ist für marginalisierte Personen gedacht, die einen reduzierten Zugang zu unterschiedlichen Ressourcen haben. Wenn ein politischer Zugang gewählt wird, liegt der Fokus darauf, dass eine Umverteilung der bisherigen Macht angestrebt wird (vgl. Herriger 2020:14). Der demokratische, repräsentative Gedanke wird durch diesen Zugang verdeutlicht. Zum einen geht es um den individuellen Widerstand einer Person gegenüber der Dominanzgesellschaft und zum anderen kann dieser individuelle Widerstand zu «kollektiven politischen Widerstandsbewegungen» (Browne 1995: 359 zit. nach Herriger 2020: 14) führen. Die «bessere Lebenssituation» basiert hier nicht ausschliesslich auf der individuellen Ebene, sondern es geht vielmehr um eine gesellschaftliche Veränderung, die angestrebt wird.

Lebensweltliches Empowerment

Beim lebensweltlichen Zugang liegt der Fokus darauf, dass Menschen ihren jeweiligen Alltag selbstbestimmt führen können. Potenzielle Schwierigkeiten im Alltag können durch die Aktivierung von vorhandenen Ressourcen behoben werden. Dabei stellt der lebensweltliche Zugang «eine gelingende Mikropolitik des Alltags in ihren Mittelpunkt und thematisiert so das Vermögen von Individuen, in der Textur ihrer Alltagsbeziehungen eine autonome Lebensform in Selbstorganisation zu leben.» (Herriger 2020: 15)

Reflexives Empowerment

Unter einer reflexiven Empowerment Definition versteht Herriger, dass sich die Subjekte selbständig und mit eigener Kraft aus ihrer Position «der Schwäche, Ohnmacht und Abhängigkeit» (2020: 16) befreien und sich dabei für sich selbst und die jeweilige Gemeinschaft einsetzen. Dies ist mit dem politischen Konzept von Empowerment gleichzusetzen, das aus der Schwarzen Bürgerrechtsbewegung entstanden ist. Später hat sich auch die Frauenbewegung an dem politischen Konzept von Empowerment orientiert (vgl. Abushi/Asisi 2020: 219). Im Zentrum des reflexiven Empowerment Ansatzes, liegt die Selbstermächtigung der jeweiligen Subjekte durch sich selbst. Zentrale Stichworte die Abushi und Asisi nennen sind: «Selbstdefinition, Selbstbestimmung, Selbstorganisation und Selbstbefreiung» (ebd.: 219). Der Kerngedanke geht davon aus, dass Empowerment ausschliesslich von betroffenen Personen für betroffene Personen entstehen kann. Dies entspricht dem «for-us-by-us Prinzip (kurz: fubu). Ist dies nicht gegeben, handelt es sich nicht um ein reflexives/politisches Empowerment, da es nicht aus einer Selbstorganisation entsteht. Zusätzlich verfolgt dieser Ansatz eine machtkritische Auseinandersetzung (vgl. ebd.: 219).

Dadurch, dass eine machtkritische Perspektive eingenommen wird, ist die Involviertheit der Dominanzgesellschaft mit Vorsicht zu genießen, da laut Lord die Dominanzgesellschaft nicht das Interesse verfolgt ihr eigenes System der Unterdrückung aufzugeben (vgl. Lord 2021: 144). Wenn Empowerment-Konzepte nicht machtkritisch funktionieren, kann dies dazu führen, dass Machtungleichheiten weiterhin bestehen bleiben (vgl. Mohseni 2020: 109).

Durch diese vier Zugänge werden zwei Stränge von Empowerment ersichtlich. Die individuelle und strukturelle Ebene, die jeweils zu unterschiedlichen Veränderungen führen. Bei der individuellen Ebene geht es um eine Verbesserung der individuellen Lebenssituation der Adressat*innen. Bei diesem Strang findet nicht zwangsläufig eine machtkritische Auseinandersetzung statt, was wiederum ein zentrales Merkmal der anderen beiden Zugänge ist. Bei diesen beiden Herangehensweisen wird deutlich, dass es sich bei der «Verbesserung der Lebenssituation» um eine individuelle wie auch kollektive Verbesserung handelt. Dabei ist eine machtkritische Auseinandersetzung mit Herrschaftsverhältnissen nicht wegzudenken. Durch eine kritische Auseinandersetzung mit strukturellen Phänomenen kann eine Veränderung in der Gesellschaft auf individueller, wie gesellschaftlicher Ebene entstehen (vgl. Browne 1995: 359). Diese Bachelorarbeit orientiert sich infolge dessen an einem politischen und reflexiven Empowerment Verständnis.

3.1.2 Widerstandstrategie: Empowerment Arbeit von und für Schwarze Menschen

Wie in Kapitel 3.1.1 in Bezug auf das politische und reflexive Empowerment Konzept verdeutlicht wurde, ist diese Arbeitsweise nur möglich wenn sie von Personen ausgeht, die ebenfalls in der teilweise gleichen Hinsicht marginalisiert sind. Es ist davon auszugehen, dass die jeweiligen Subjekte möglicherweise noch von anderen zusätzlichen Diskriminierungsformen negativ betroffen sind, die sich nicht mit anderen Teilnehmer*innen decken. «for-us-by-us» kann als ein wichtiges Grundelement von Empowerment verstanden werden. So findet Empowerment von und für Menschen statt, die von einer Diskriminierungsform betroffen sind. Das Empowerment Angebot sollte in diesem Fall auch von einer Person kommen, die selber von dieser Form der Diskriminierung betroffen ist (vgl. Madubuko 2021: 132). Wenn von Empowerment die Rede ist, geht es um Selbstermächtigung, was als Gegenteil von «Hilfe von aussen» verstanden wird (vgl. Bollwinkel Keele 2020b: 207). Wenn Frauen* auf rassistische und sexistische Dominanzverhältnisse reagieren, ist Wut eine mögliche Quelle der Energie (vgl. Lord 2021: 13). Energie kann in diesem Zusammenhang als Antrieb verstanden werden. Die Wut kann dabei als Energiequelle genutzt werden, um sie in Empowerment umzuwandeln (vgl. ebd.: 21). Um gegen individuelle wie auch strukturelle Dominanzverhältnisse anzukämpfen, kann Wut die mögliche Antriebskraft dafür sein. So sagt

Lord «Zielgerichtete Wut setzt Kraft und Energie frei, die dem Fortschritt und der Veränderung dienen.» (Lord 2021: 17) Durch das Verspüren von Wut wird deutlich, dass die Unterdrückungssysteme nicht akzeptiert werden. Dadurch entsteht die Kraft, die dazu dient die bisherige Situation zu verändern.

Empowerment bedeutet in diesem Kontext, sich darüber bewusst zu werden, dass Schwarze Menschen seit Jahrhunderten unterdrückt werden und dadurch eine Resilienz entsteht, die dazu führt, dass Schwarze Menschen nach wie vor überlebt haben. Passend dazu formuliert Bollwinkel Keele (2020a: 23):

Resilienz ist die manchmal unfassbare Kraft des Überlebens unterdrückter Menschen, die Fähigkeit, die eigene Menschlichkeit zu behaupten gegen alle Entmenschlichung, die Kunst, sich in einer feindlichen Umgebung Inseln des Friedens und der Stärkung zu bauen, sich gegen das Regime von erzwungener Isolierung und divide and rule zu verbünden und gegenseitig zu stützen.

Das Erkennen von Rassismus und Dominanzverhältnissen ermöglicht es, die eigene Situation und Position verstehen und einordnen zu können. Dieses Bewusstsein erschafft Resilienz und ermöglicht Widerstand gegen das Herrschaftssystem.

3.1.3 Bedingungen für gelingendes Empowerment

Mohseni hat in ihrer Disertation sechs Faktoren herausgearbeitet, die für das Gelingen von Empowerment-Arbeit entscheidend sind. Ganz oben an der Spitze steht die An-Erkennung, die sich auch durch alle sechs Ebenen hindurchzieht. An-Erkennung ist demzufolge ein Schlüsselbegriff in der politischen Empowerment-Arbeit. Dabei kann An-Erkennung in einem doppelten Sinn verstanden werden: « ‚anerkennen‘ im Sinne von achten und respektieren sowie ‚erkennen‘ im Sinne von begreifen.» (Mohseni 2020: 517) Da sich die Empowerment-Arbeit in dieser Bachelorthesis darauf konzentriert, einem fubu-Prinzip zu folgen, geschieht die An-Erkennung nicht einseitig, sondern ganzheitlich. Als erste Bedingung nennt Mohseni, dass Rassismus-Erfahrungen anerkannt werden müssen (vgl. ebd.:517). Hier wird die Grundlage geschaffen, dass rassistische Erfahrungen als solche wahrgenommen werden. Ein Safer Space kann dabei helfen über die rassistischen Erfahrungen zu sprechen (vgl. ebd.: 517). In einem zweiten Schritt müssen die rassistischen Erfahrungen in einen gesellschaftlichen Kontext gestellt werden, damit Dominanzverhältnisse wie Rassismus als System verstanden werden können. Dominanzverhältnisse als System zu verstehen bildet die zweite Bedingung (vgl. ebd.: 518). Ein Safer Space gibt hier die Möglichkeit in Form von Wissensvermittlung zu verstehen, dass die vermeintlich individuellen Erfahrungen, die im Alltag gemacht werden, nicht individuelle Probleme sind. Vielmehr geht es bei diesen

Erfahrungen um strukturelle und institutionelle Phänomene, die als solche anerkannt werden (vgl. Mohseni 2020: 518). Durch einen gemeinsamen Austausch kann die Erkenntnis gemacht werden, dass andere Besucher*innen gleiche oder ähnliche Erfahrungen machen. Diese Erkenntnis kann auf die jeweiligen Subjekte befreiend wirken und es kann eine neue Anerkennung «der eignen Positionierung innerhalb gesellschaftlicher Verhältnisse» (ebd.: 518) stattfinden. Die dritte Bedingung, die Mohseni nennt ist Self-care. Menschen, die Rassismus erfahren, können durch Othering Prozesse Selbstzweifel entwickeln, was wiederum zu einem geringen Selbstwertgefühl führen kann und schlimmstenfalls in Selbsthass endet (vgl. Mohseni 2020: 518). Diese Bedingung soll dazu führen, negativ verinnerlichte Strukturen in neue positive Strukturen zu transformieren. Dabei soll auch die Fähigkeit entwickelt werden, «das eigene Wohlergehen und die eigenen Bedürfnisse in den Fokus zu rücken und der Orientierung am Weißsein entgegenzuwirken.» (ebd.: 518) Empowerment-Räume sollen nicht nur dazu dienen, dass sich Personen ausschliesslich in ihnen treffen. Vielmehr soll die Empowerment-Arbeit und die gegenseitige Unterstützung über den Empowerment-Raum hinauswachsen. Die vierte Bedingung die Mohseni in ihrer Dissertation aufzählt, ist die Bedingung, dass anerkannt wird, dass Netzwerke und Community wichtige Ressourcen sind. In diesem Schritt liegt der Fokus darauf, dass sich unterschiedliche Akteur*innen vernetzen und auf dieser Basis neue Arbeiten, Projekte, Beziehungen und Treffen entstehen können. Diese neuen Formen können politischer Natur sein oder auch dem gegenseitigen Austausch und der Solidarität dienen (vgl. ebd.: 520). Im Zentrum dieser Bedingung stehen neue Visionen, die gemeinsam geschaffen werden. Wie bei der dritten Bedingung aufgezeigt wurde, haben Othering Prozesse negative Auswirkungen auf die jeweiligen Individuen. Zusätzlich führen Othering Prozesse dazu, dass Menschen, die von Rassismus negativ betroffen sind, weniger Bewegungs- und Handlungsspielräume haben als Menschen, die nicht negativ von Rassismus betroffen sind (vgl. ebd.: 520). Daher ist eine weitere Bedingung von Mohseni, dass An-Erkant wird, welche Ressourcen bei sich selbst vorhanden sind. Im Weiteren geht es darum den Horizont von Bewegungs- und Handlungsspielräumen der jeweiligen Individuen zu erweitern. Bei der fünften Bedingung sollen also Handlungsmöglichkeiten aktiviert werden, um sich gegen Rassismus zu stellen. Auch wenn durch strukturelle Hindernisse diese Möglichkeiten begrenzt erscheinen, wird hier die Selbstverantwortung jeder einzelnen Person gestärkt. Das führt dazu, dass Menschen die negativ von Rassismus betroffen sind, nicht in der diskriminierten Position verharren, sondern neue Optionen kreieren können (vgl. ebd.: 520). Als letzte Bedingung nennt Mohseni das An-Erkennen, dass Rassismus sich in Emotionen und im Körper verinnerlicht (vgl. ebd.: 521). Es wird davon ausgegangen, dass sich Unterdrückungserfahrungen auf den Körper auswirken. Demzufolge geht Mohseni davon aus, dass es nicht möglich ist Rassismus zu thematisieren, ohne dass ein Fokus auch auf den Körper und die Emotionen gerichtet wird. Hier braucht es die An-Erkennung, um diese

Strukturen im Körper neu formatieren zu können. Das Arbeiten mit dem Körper und den darin verinnerlichten Emotionen kann in Bewegungsangeboten in einem Safer Space stattfinden.

3.2 Safer Spaces

Dominanzverhältnisse und daraus resultierende Machtpositionen finden in unserer Gesellschaft statt, wie in der Einführung und im zweiten Kapitel ausführlich geschildert wurde. Wenn nun ein Raum geschaffen wird, in dem mehrere verschiedene Menschen mit ihren jeweiligen Privilegien und Diskriminierung zusammenkommen und sich dabei kritisch mit diesen Dominanzverhältnissen auseinandersetzen, ist dieser Raum nicht frei von Machtstrukturen von aussen (vgl. Mohseni 2020: 413). So können in gemischten Gruppen diejenigen, die unter den Dominanzverhältnissen der Herrschaft leiden, gleiche Erfahrungen machen, wie ausserhalb des «geschützten Raums». Da beispielsweise die Lebensrealitäten von Schwarzen Frauen* für weisse Männer* so surreal scheinen, kann dieser Raum für Betroffene nicht heilsam sein (vgl. ebd.: 413). In gemischten Räumen müssen Personen, die negativ von Rassismus betroffen sind, häufig dazu dienen *weissen* Personen Antworten auf ihre Fragen zu liefern. Die Aspekte, die für die Menschen mit Rassismus Erfahrungen relevant und spannend sind, haben oftmals durch die *weisse* Vorherrschaft keinen Raum (vgl. ebd.: 414). Es sind folglich auch in diesem gewählten Setting erneut die Dominanzverhältnisse von Rassismus und Sexismus, die den Raum prägen und einnehmen. Es sind Machtverhältnisse, die dazu führen, dass privilegierte Personen den Raum mit ihren Bedürfnissen einnehmen und nicht privilegierte Personen zu kurz kommen. Dies wird deutlich, wenn die Redezeit der Teilnehmer*innen beobachtet wird und festgestellt werden kann, dass *weisse Männer** die meiste Zeit für sich beansprucht haben. In sogenannten gemischten Räumen können (Re-)Traumatisierungen geschehen, die auf den oben genannten Beispielen basieren (vgl. ebd.: 414). Wenn ein Raum jedoch nur für eine spezifische Zielgruppe offen ist, wie beispielsweise Schwarze Frauen*, kann dies dazu führen, dass sich die Personen im Raum sicherer fühlen, da sie mit Personen sprechen, die ähnliche Erfahrungen mit ihnen teilen. Zudem kann in einem geschützteren Raum auch davon ausgegangen werden, dass mit weniger Widerstand gegen die eigene Position gerechnet werden muss. Dabei kann eine offenere Kommunikation stattfinden, ohne zu befürchten eine andere Person (*weiss*) zu verletzen (vgl. ebd.: 416). Weiter kann in einen exklusiven Safer Space ein Raum entstehen, in dem marginalisierte Personen durch privilegierte Personen kein Gaslighting erfahren. Gaslighting kann als eine Form von psychischer Gewalt verstanden werden, bei der marginalisierte Personen von privilegierten Personen in ihrer Realität manipuliert und verunsichert werden. Solche Mechanismen können dazu führen, dass die Realität der jeweiligen Subjekte deformiert wird.

3.2.1 Wie sehen Empowerment-Räume/Safer Spaces aus und was geschieht in ihnen?

Einem Safer Space für Schwarze Frauen* liegen die Dominanzverhältnisse Rassismus und Sexismus zugrunde. Die Dominanzverhältnisse bilden somit den kleinsten gemeinsamen Nenner der Teilnehmer*innen, da diese noch zusätzlichen sozial konstruierten Differenzkategorien angehören können, die miteinander verwoben sind.

Ein Safer Space ist ein Ort, an dem die Erwartung geteilt wird, dass in ihm ein machtsensibler Umgang praktiziert wird (vgl. Rosenstreich 2020: 236). Es handelt sich dabei um Räume, welche selbstbestimmt funktionieren. In ihm treffen sich Menschen, die eine oder mehrere gemeinsame Erfahrungen teilen (vgl. Haschemi, Ahmad Golschan/Meyer, Verena/Rotter Pasquale Virginie 2020: 294). Die Erfahrungen, die die Teilnehmer*innen miteinander verbindet, sind von Machtstrukturen der Dominanzgesellschaft geprägt. Dabei ist es zentral, dass die Person, die den Safer Space anbietet, ebenfalls die Erfahrungen der Teilnehmer*innen teilt. So entsteht ein Safer Space von einer betroffenen Person für betroffene Personen. Dies entspricht dem Fubu-Prinzip. Ist dies nicht der Fall, kann die Gefahr eines *weissen* paternalistischen Konzeptes entstehen. Damit geschütztere Räume möglichst sicher sein können, sind sie auf Ausschlusspraktiken angewiesen (vgl. Collins 2019: 211). Das bedeutet, dass diese Räume nicht inklusiv, sondern exklusiv für eine bestimmte Menschengruppe bestimmt sind.

Geschütztere Räume sind dazu da, dass schmerzvolle Erfahrungen «erkannt, benannt und dann irgendwie für Veränderungen genutzt werden» (Lord 2021: 201) können. Dabei unterscheidet Lord zwischen Schmerz und Leid. Sie geht davon aus, dass schmerzhaft Erfahrungen durchbrochen werden können, wobei Leiden in einem ewigen Kreislauf bleibt (vgl. ebd.: 201). Folglich soll der Raum dazu genutzt werden, verinnerlichte Strategien, die nicht zu einer Milderung des Leidens führen, zu verändern und neu zu formen (vgl. Madubuko 2021: 161). Wenn Leiden in Schmerz umgewandelt wird, kann in einem nächsten Schritt eine Veränderung stattfinden. Ein Safer Space dient nicht nur der Auseinandersetzung mit schmerzhaften Erfahrungen, sondern soll in einem weiteren Schritt dazu genutzt werden, dass die Teilnehmer*innen sich im physischen Raum vor genau diesen Erfahrungen ausruhen können (vgl. Haschemi, Ahmad Golschan/Meyer, Verena/Rotter Pasquale Virginie 2020: 294). Ein Safer Space kann dabei unterschiedlich genutzt werden. Dadurch, dass eine spezifische Zielgruppe den Raum einnimmt, kann eine neue Ebene für Austausch, Wissensvermittlung und Solidarität entstehen. Dabei liegt der Fokus auf einem «solidarischen Empowerment» (Can, Yiğit 2009: 169). Dies wäre ohne einen Safer Space nicht in diesem Ausmass denkbar. «Losgelöst von den energieraubenden Erwartungshaltungen der Dominanzgesellschaft, können diese Räume als Gegenentwurf zum Alltag verstanden werden.» (Haschemi, Ahmad

Golschan/Meyer, Verena/Rotter Pasquale Virginie 2020: 294) Somit kann ein Safer Space eine kleine Oase sein, in dem vieles möglich ist.

3.2.2 Raum einnehmen

«Phänomen «Safer Space» Wenn Weisse für einmal keinen Zutritt haben» (Rittmeyer 2022: o.S.). So lautet der Titel in der Online Zeitschrift «Der Bund» am 06. Januar 2022. Im Artikel werden Pro und Kontra von exklusiven Veranstaltungen für BIPoC aufgezählt. Der Artikel zeigt auf, was für ein hoch aktuelles Thema es nach wie vor ist, wenn sich BIPoC Raum nehmen und *weisse* Personen «für einmal keinen Zutritt haben» (ebd.: o.S). Dieses Phänomen führt zu vielen Diskussionen, Irritationen, das Gefühl von Ausschluss und Energie für Erklärungen. Wiedenroth-Coulibay sagt, «Eine Welt, die >Anderer< ausgrenzt, braucht das Instrument der Isolation» (Wiedenroth-Coulibay 2007: 404). Damit geht Sie davon aus, dass die Isolation, die Schwarze Menschen in einer *weissen* Dominanzgesellschaft erleben ein «Machtinstrument» der *weissen* Vorherrschaft ist (vgl. ebd.: 404). Wird diese *weisse* Vorherrschaft nun in ihrem Kernelement, der Isolation *Anderer*, nicht *weisser* Menschen, gestört, führt dies zu einer Irritation der Herrschaftsverhältnisse. Rosenstreich fordert, dass Personen, welche kein Empowerment benötigen, da sie verschiedenen dominanten Gruppen angehören, einen Beitrag zur Ermöglichung von Empowerment für marginalisierte Personen leisten sollen (vgl. Rosenstreich 2009: 198). Dies ist eine Möglichkeit, Safer Spaces als nicht betroffene Person aus der Distanz zu unterstützen.

Was bedeutet es, wenn sich Schwarze Frauen* in einer *weissen* patriarchalen Gesellschaft Raum nehmen, um unter sich zu sein? Sie werden auf viel Widerstand stossen, da dadurch *weisse* Menschen ein ungewohntes Gefühl des Ausschlusses erleben. Es findet eine Ausgrenzung für Personen statt, die normalerweise unhinterfragt Zugang zu allen Räumen haben (vgl. Kalpaka 2009: 104). Dabei ist wichtig zu verstehen, dass es bei einem Safer Space, der exklusiv für Schwarze Frauen* ist, nicht darum geht, *andere* Menschen auszugrenzen, sondern es diesen Raum für den Schutz der Adressat*innen braucht. Wenn das Ziel eines solchen Raums nicht Ausschluss ist, dann deshalb, weil er dazu dienen soll, eine «inklusive, gerechtere Gesellschaft zu schaffen» (Collins 2019: 211). Exklusive Räume für Schwarze Frauen* «knüpfen an Differenz an, allerdings mit dem Ziel, sich mit ihr auseinanderzusetzen, indem sie reflektiert, bearbeitet, eingeordnet und kontextualisiert wird.» (vgl. Kalpaka 2009: 103). Mit denjenigen, die aussen vor bleiben, geschieht jedoch ein anderer Prozess. Bei Aussenstehenden kann dies ein Gefühl auslösen, dass das «Wir» und die «Anderen» voneinander trennt und dadurch eine Dichotomie entsteht (vgl. ebd.: 103). Dies basiert jedoch auf einem Irrglauben. Collins geht davon aus, dass machthabende Gruppen (beispielsweise *weisse* Männer*) diesen ausgewählten Raum nicht kontrollieren können und dies dazu führt, dass er angegriffen wird (vgl. Collins 2019: 212).

Wenn Raum eingenommen wird, muss dies selbstbestimmt geschehen (vgl. Wiedenroth-Coulibay 2007: 405). Diese Räume müssen aus einer Bewegung des Widerstandes gegen Dominanzverhältnisse eingenommen werden. Raum einnehmen für marginalisierte Menschen bedeutet, sich aus der Isolation zu bewegen. Nicht mehr die einzige Person zu sein, sondern sich in einer Gruppe verordnen zu können. Nicht mehr die einzige Schwarze Frau* im Freundeskreis zu sein, nicht mehr die einzige Schwarze Person bei der Arbeit zu sein, nicht mehr das einzige Schwarze Kind in der Schule zu sein, nicht mehr der einzige Schwarze Mensch auf der Party und nicht mehr die einzige Schwarze Person in der Familie. Ein Safer Space versucht all diesen und noch unzähligen weiteren Gefühlen entgegenzuwirken. Ein Raum, in dem ein liebevoller Umgang praktiziert wird und als Erholungsort dient, hat zur gleichen Zeit auch einen politischen Charakter, in dem er sich gegen die Unterdrückung und gegen den Selbstzweifel/Selbsthass stellt (vgl. Mohseni 2020: 478).

3.2.3 Veränderung durch eine Bottom-up Bewegung

«Um die Situation der Unterdrückung zu überwinden, muss der Mensch zunächst ihre Ursachen kritisch erkennen, damit er durch verändernde Aktion eine neue Situation schaffen kann, eine, die das Streben nach vollerer Menschlichkeit ermöglicht» (Freire 1974: 34).

Das Verstehen der Strukturen von Rassismus und Sexismus und weiteren Diskriminierungsmechanismen ist ein wesentliches Moment der Veränderung. Das Verstehen und das konkrete Benennen von Dominanzverhältnissen kann dazu führen, dass sich die Sicht auf sich selbst und die gesamtgesellschaftliche Dynamik verändern lässt (vgl. Mohseni 2020: 431). So gehen ebenfalls Can und Yiğit davon aus, dass eine Veränderung zuerst das Bewusstsein und die Reflexion der eigenen Position benötigt (vgl. Can, Yiğit 2009: 171). Wie in der Einführung bereits erwähnt, braucht es, um Dominanzverhältnisse aufrecht zu erhalten, jeweils die Personen, die unterdrückt werden und die Personen, von denen die Unterdrückung ausgeht. Der wesentliche Punkt dabei ist, dass beide Positionen die hierarchischen Mechanismen verinnerlicht haben. Durch den Empowerment-Ansatz in einem Safer Space können verinnerlichte Opferrollen aufgebrochen werden, womit die Emanzipationsprozesse der Einzelnen im Zusammenhang mit der Gesellschaft stehen (vgl. ebd.: 171). Dies ist notwendig, damit eine Veränderung von unten entstehen kann. So geht auch Freire davon aus, dass die unterdrückten Personen ihre Position internalisiert und akzeptiert haben und es für eine gesellschaftliche Veränderung notwendig ist, diese internalisierte Position der Unterdrückten zu widerlegen und zu erneuern (vgl. Freire 1974: 34). Anhand dieser Mechanismen können alte Strukturen verlernt und neue hervorgebracht werden, wodurch

wiederum neue Möglichkeiten erschaffen werden. Für Personen, die einer marginalisierten Gruppe angehören, kann es einfacher sein, sich mit den dominanten Gruppen zu identifizieren, wie beispielsweise dem Patriarchat (vgl. Rommelspacher 1995: 181). Durch einen Safer Space kann die Identifikation mit der eigenen Gruppe gestärkt werden. Rommelspacher geht davon aus, dass durch eine Gemeinschaft eine positive Identität entwickelt werden kann (vgl. ebd.: 182). Dies ist jedoch nicht von heute auf morgen möglich. Damit durch geschütztere Räume eine Veränderung entstehen kann, bedarf es der Annahme, dass Widerstand im Kleinen beginnt (vgl. Wiedenroth-Coulibay 2007: 407). Ein politisches und reflexives Verständnis von Empowerment kann dazu führen, dass das Konzept als ein

«philosophisches, praktisches und politisches Instrument für die politische Selbstorganisation, für die Entwicklung einer kollektiven Kultur des selbstbewussten Widerstands gegen Ungleichheit sowie rassistische und diskriminierende soziale Gewalt- und Unterdrückungsstrukturen als auch für Selbststärkung, Selbstbestimmung und Partizipation im Sinne individueller und gesellschaftspolitischer Veränderung.» (Meza Torres, Can 2013: 29) genutzt werden kann.

Wenn Empowerment in einem Safer Space so umgesetzt wird, dass der Ansatz gelingt, kann dies dazu führen, dass verinnerlichte Opferrollen transformiert werden. Basierend auf dieser Annahme können sich unterdrückte Personen befreien und somit ihre bisherige Position verändern. Damit eine gesamtgesellschaftliche Veränderung stattfinden kann, benötigt es jedoch nicht ausschliesslich die Personen, die unterdrückt werden, sondern auch die Personen von denen die Unterdrückung ausgeht.

3.2.4 Herausforderungen von Safer Spaces

Bewusst wurde das Wort Safer oder geschützterER Raum gewählt, um in seinem Wortlaut zu symbolisieren, dass es sich nicht um einen safe/geschützten Raum handelt. Sondern um einen Raum, der möglichst safe und geschützt sein soll, es de-facto aber nicht sein kann, obwohl er sich darum bemüht einen möglichst geschützten Raum darzustellen. Demzufolge kann es auch in einem Safer Space zu Diskriminierungserfahrungen kommen. Ha geht ebenfalls davon aus, dass die Gesellschaft «wie auch die Community kein utopischer Ort der Harmonie und Konfliktfreiheit bereithält. Die gesellschaftlich vorhandenen Macht- und Konkurrenzverhältnisse finden sich auch dort. Marginalität geht nicht nur mit Solidarität und Empathie, sondern auch mit verschiedenen Formen der Not einher.» (Ha 2014: o.S) Dies stellt eine wesentliche Herausforderung für einen Safer Space dar. Die weisse und patriarchale Sozialisation ist nicht ausschliesslich für weisse Männer* prägend, sondern auch für diejenigen, die von ihr dominiert werden. Demzufolge sind die Dominanzverhältnisse Rassismus und Sexismus allgegenwärtig und können auch von Personen, die beherrscht

werden, (re-) produziert werden. So geht Kalpaka davon aus, dass «der Weisse Blick`» (2009: 149) auch dann stattfindet, wenn keine *weisse* Person im Raum anwesend ist. Die Erfahrungshorizonte von Schwarzen Frauen* in einem Safer Space sind so divers, dass ein Schutzraum, der für alle das gleiche beinhaltet, eine unmögliche Herausforderung darstellt (vgl. Mohseni 2020: 419). Und dennoch ist Rassismus und Sexismus ein gemeinsamer Nenner, der die jeweiligen Subjekte zusammenbringt, auch wenn dieser teilweise der kleinste gemeinsamer Nenner ist (vgl. ebd.: 419).

Collins weist darauf hin, dass durch das Einnehmen von Raum eine Gefahr darin besteht, als «>separatistisch<, >essenzialistisch< und antidemokratisch bezeichnet» (Collins 2019: 212) zu werden. Dies schliesst sich der Argumentation in Kapitel 3.2.1 zu Raum einnehmen an. Durch diese Praxis fließen viele Ressourcen der betroffenen Personen in die Erklärung inwiefern ein Safer Space benötigt wird (vgl. Kalpaka 2009: 104). So gehen wertvolle Ressourcen an privilegierte Personen verloren, die ursprünglich dem Safer Space und der gewünschten Zielgruppe gedient hätten. Ein Safer Space für Schwarze Frauen* hat die Aufgabe den Dominanzverhältnissen zu widersprechen und der binären Logik entgegenzuwirken. Und dennoch kann nicht ignoriert werden, dass ein Safer Space für Schwarze Frauen* trotz der Kritik an ihr, einer binären Logik folgt (vgl. Abushi, Asisi 2020: 225). Ein Safer Space folgt der Logik ein Schutzraum für eine bestimmte marginalisierte Gruppe zu sein, wodurch der Ausschluss aus einer anderen Gruppe geschieht. Dies ist jedoch notwendig, damit die diversen Differenzlinien thematisiert werden können (vgl. Broden 2017: 828). Durch das klare Benennen der Zielgruppe Schwarze Frauen* geschieht eine Essentialisierung von bestimmten Merkmalen, die sich auf die Anti-Schwarzen Rassismuserfahrungen und eine Geschlechtszugehörigkeit bezieht. Dadurch kann die Unterscheidung von wir und den Anderen bestätigt werden, was unter Umständen problematisch sein kann (vgl. ebd.: 829).

Ha (2014: o.S.) beschreibt dieses Phänomen der Essentialisierung in seinem Essay folgendermassen:

Die reale Macht und das Fortwirken kolonial-rassistischer Denk- und Wahrnehmungsmuster analytisch anzuerkennen und identitätspolitische Gegenstrategien etwa in Form eines "strategischen Essenzialismus" (Gayatri Spivak) zu entwerfen, bedeutet keineswegs, die historisch durchgesetzte Unterscheidung der Welt in Schwarz und Weiß zu affirmieren.

Ha geht davon aus, dass gerade durch diese neue Identitätspolitik eine Veränderung in eine bessere Richtung entstehen kann.

Entsteht ein Bewusstsein für die Folgen von Dominanzverhältnissen und eine An-Erkennung der eigenen schmerzhaften Erfahrungen, kann dies bei den jeweiligen Subjekten eine Vielzahl

von Emotionen auslösen. Das bedeutet, dass es hier einen besonders sensiblen Umgang für die gemeinsame Arbeit benötigt. Die Erfahrungen der Teilnehmer*innen können teilweise auch traumatisch sein und stellen somit eine weitere Herausforderung eines Safer Spaces dar (vgl. Mohseni 2020: 501). Diese Herausforderung verlangt eine Unterscheidung zwischen einem Empowerment-Raum und einer Selbsthilfegruppe. Im Unterschied zu einer Selbsthilfegruppe wird in einem Empowerment-Raum nicht zwingend ein therapeutischer Ansatz verfolgt. In einem Empowerment-Raum wird eine theoretische Analyse vorgenommen, um Phänomene wie Rassismus gesellschaftlich kontextualisieren zu können, was wiederum nicht Hauptmerkmal einer Selbsthilfegruppe ist (vgl. ebd.: 505). Das Bewusstsein der Unterscheidung von einem Safer Space und einer Selbsthilfegruppe ist notwendig, damit den marginalisierten Personen in einem Safer Space nicht zusätzlich Schaden durch eine nicht professionelle therapeutische Arbeit zustösst.

Eine weitere Herausforderung, die ein geschützter Raum darstellt, ist die Berücksichtigung der drei unterschiedlichen Zugänge (intra-, inter und antikategorial) von Intersektionalität, die in Kapitel 2.2.1 aufgezeigt wurden.

All die oben erwähnten Herausforderungen beziehen sich direkt auf den Raum. Nun gibt es jedoch Herausforderungen, die sich auf der strukturellen und organisatorischen Ebene äussern. Ein wesentlicher Punkt ist, dass Empowerment-Räume eine geringe Anerkennung und dadurch geringe finanzielle Unterstützung erhalten (vgl. Mohseni 2020: 507). Wenn die Arbeit in einem Safer Space nicht finanziert wird, hat dies Auswirkungen auf die Personen, die das Angebot anbieten. Diese werden demzufolge für ihre Arbeit nicht entsprechend entlohnt, was wiederum dazu führt, dass die Arbeit ehrenamtlich und unentgeltlich ausgeübt wird (vgl. ebd.: 508). Hier wird erneut deutlich, welchen Stellenwert kritische anti-rassistische Arbeit in der Schweiz hat. Da ein Empowerment-Raum für Schwarze Frauen* nicht für alle Menschen gleich zugänglich ist, führt das zu Skepsis bei *weissen* Menschen, die aussen vor bleiben. Das Wissen und die Wirkung über Empowerment-Räume ist zu wenig in der *weissen*, patriarchalen und heteronormativen Gesellschaft verankert, was die Grundlage für die Skepsis bildet (vgl. ebd.: 508). Anhand der oben aufgeführten Beispiele wird deutlich, dass ein Empowerment-Raum/Safer Space nicht nur die Chance hat eine positive Veränderung zu bewirken, sondern auch mit Herausforderungen innerhalb des Raumes wie auch ausserhalb des Raumes konfrontiert ist (vgl. ebd.: 499).

3.3 Zwischenfazit

Empowerment hat je nach Kontext und Zugang eine andere Bedeutung. Angestrebt wird jedoch immer eine Optimierung des Status Quo, was auf einem positiven Menschenbild beruht. Relevant für diese Arbeit ist ein reflexives und politisches Verständnis von

Empowerment. Bei diesen beiden Zugängen ist ein individueller und gesellschaftlicher Aspekt vorhanden. Das bedeutet, dass eine Auseinandersetzung nicht ausschliesslich auf der subjektbezogenen Ebene stattfindet, sondern auch eine gesamtgesellschaftliche Auseinandersetzung vorgenommen wird. Dies führt dazu, dass Herrschaftsverhältnisse kritisch analysiert werden. Dabei entsteht der Anspruch, dass eine Veränderung auf beiden Ebenen stattfindet, damit der Status Quo eine nachhaltige Transformation erlebt. Der reflexive, wie auch politische Zugang zu Empowerment basiert auf dem *fubu*-Prinzip und ist somit an Personen gerichtet, die sich in einer marginalisierten Position befinden. Diese Art von Empowerment entsteht stets aus einer Selbstorganisation betroffener Personen. Damit Empowerment gelingt, benötigt es nach Mohseni sechs unterschiedliche Faktoren. Das wesentliche Merkmal aller Faktoren ist dabei die An-Erkennung. Die An-Erkennung von schmerzhaften Erfahrungen, die An-Erkennung vom System der Unterdrückung und der kollektiven Erfahrung, die An-Erkennung des Heilungsprozesses, die An-Erkennung der Community, die An-Erkennung von Handlungsspielräumen und die An-Erkennung der Folgen von Dominanzverhältnissen (vgl. Mohseni 2020: 517ff). Diese An-Erkennungsprozesse können in einem Safer Space stattfinden.

Ein Safer Space ist ein Ort, an dem ein machtsensibler Umgang praktiziert wird und der zugleich ein Schutzraum für marginalisierte Personen darstellt. *Weisse* und patriarchale Strukturen prägen unsere Gesellschaft. Diese Gesellschaft ist nicht geschaffen für Schwarze Frauen*, daher ist es notwendig, dass sich Schwarze Frauen* ihren Raum einnehmen. Ein Raum, in dem sie sich von den rassistischen und sexistischen Erfahrungen ausruhen können. Alte Denkweisen sollen verlernt und neue Handlungsstrategien entwickelt werden. So gestalten marginalisierte Personen aktiv ihre Lebenssituation und versuchen selbstbestimmt diese in eine bessere Richtung zu lenken. Ein Empowerment-Raum dient dazu, dass die unterdrückten Personen ihre eigene Position nicht als absolut akzeptieren, sondern versuchen, diese unterdrückte Position und die damit verbundene Internalisierung neu zu formen. Wenn Dominanzverhältnisse und ihre dazugehörigen Strukturen verstanden und benannt werden, kann dies die Grundlage für eine subjektbezogene wie auch eine gesellschaftliche Veränderung bilden (vgl. Mohseni 2020: 477). Safer Spaces bieten jedoch nicht ausschliesslich Raum für Veränderung und Entwicklung, sondern sind selber auch mit Herausforderungen konfrontiert. Ein Safer Space kann nie ganz sicher und frei von Verletzungen sein. Dies stellt wahrscheinlich die grösste Herausforderung dar. Das fehlende Wissen und die Anerkennung über Safer Spaces, führen durch die *weisse* patriarchale Dominanzkultur zu einer zusätzlichen Herausforderung.

4. FAZIT UND AUSBLICK

Das vierte und letzte Kapitel dient dazu, die Ergebnisse aus den vorigen Kapiteln zu nutzen, damit die Forschungsfrage beantwortet werden kann. Diese stand während der ganzen Arbeit im Zentrum der Forschung. Während der Arbeit haben sich fünf zentrale Erkenntnisse herausarbeiten lassen, die im Kapitel 4.1 vorgestellt werden. Neben der Beantwortung der Forschungsfrage werden weiterführende Gedanken geteilt, damit veranschaulicht wird wie die Arbeit weitergeführt werden kann. Im Anschluss wird eine kritische Reflexion über die vorliegende Bachelor-Thesis vorgenommen.

4.1 Erkenntnisse

1. Erkenntnis: Dominanzverhältnisse wirken auf unterschiedlichen Ebenen

«Rassismus ist ein komplexes historisches Phänomen. Er berührt strukturelle, ökonomische, politische, ideologische, kulturelle, institutionelle, aber auch persönliche Aspekte im zwischenmenschlichen Verhältnis ebenso, wie er intersektional (...) interagiert» (Ha 2014: o.S.). Dominanzverhältnisse wie Rassismus und Sexismus wirken auf unterschiedliche Weise, in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen und prägen somit das alltägliche Leben. Dabei wirken Rassismus und Sexismus auf alle Subjekte unterschiedlich. Die Auswirkungen der beiden Dominanzverhältnissen haben auf *weiße Männer** einen anderen Einfluss als auf *Schwarze Frauen**. Die einen erleben Privilegien auf Kosten derjenigen, die von Dominanzverhältnissen negativ betroffen sind. Dominanzverhältnisse können ineinander verwoben sein, wodurch das Konzept der Intersektionalität zum Vorschein kommt. So spielen nicht nur Sexismus und Rassismus eine Rolle in ihrer jeweiligen Dominanzausübung, sondern zusätzlich geht es um die Erfahrung, wenn mehrere Diskriminierungsformen miteinander verwoben sind. Um eine ganzheitliche Perspektive einnehmen zu können, bedarf es der Notwendigkeit, dass Dominanzverhältnisse unter einer intersektionalen Perspektive betrachtet werden.

2. Erkenntnis: Um die Gegenwart zu verändern, benötigt es einen Blick zurück

Es hat sich herausgestellt, dass es nicht möglich ist, die postkoloniale Gesellschaft zu betrachten, ohne ihre koloniale Vergangenheit zu kennen. Dies ist notwendig, damit die Dominanzverhältnisse von heute besser verstanden werden können. So bedarf es einer historischen Betrachtung der Phänomene, damit strukturelle, institutionelle und individuelle Probleme bewältigt werden können. Nur durch diese Auseinandersetzung können Dominanzverhältnisse aufgebrochen werden (vgl. Castro Varela 2010: 259). Wenn über Rassismus gesprochen wird, ist es notwendig, eine postkoloniale Perspektive einzunehmen, damit das ganze Phänomen verstanden werden kann.

3. Erkenntnis: Dominanzverhältnisse sind veränderbar!

Die Dominanzverhältnisse in unserer Gesellschaft sind nicht natürlich, sondern wurden von Menschen erschaffen, die an der Spitze der Hierarchie stehen. Da es sich dabei nicht um Natur gegebene Verhältnisse handelt, sind diese auch wieder veränderbar. So existieren Dominanzverhältnisse und die dazugehörigen Hierarchien «lediglich auf dem kollektiven Glauben daran, dass sie existieren.» (Roig 2021: 325). Bei der angestrebten Veränderung geht es nicht um eine neue Spaltung der Gesellschaft in *weiss* und Schwarz, sondern vielmehr darum, dass das, was zerstört wurde wieder repariert und geheilt werden kann. So geht auch Roig davon aus, dass es bei Befreiungsbewegungen nicht darum geht «die Macht umzukehren und die Unterdrückter zu dominieren. Vielmehr geht es darum, die Vision einer gerechteren, unterdrückungs- und hierarchiefreien Welt zu verwirklichen.» (Roig 2021: 327). Dazu benötigt es die An-Erkennung von Dominanzverhältnissen von den Personen in unsere Gesellschaft die Privilegien wie cis-Mann sein, *weiss* sein, körperlich gesund sein, schlank sein, reich sein, Christ sein u.v.m. geniessen.

Zusätzlich wurde deutlich, dass Unterschiede zwischen Menschen nicht das Problem sind, sondern viel mehr der Umgang mit Differenzen. Unterschiede werden bisher in eine Hierarchie eingeordnet, was verheerende Folgen haben kann. Durch das, dass Dominanzverhältnisse veränderbar sind, wird deutlich, dass diese Differenzlinien neu geformt werden können. Ein Umdenken diesbezüglich kann zu einer Umwandlung von starren Strukturen führen. Unterschiede müssen anerkannt werden. Audre Lord (2021: 9) als eine Schwarz, feministische Lesbe hat in einem ihrer Essays passend dazu geschrieben:

Ohne Gemeinschaft gibt es keine Befreiung, sondern nur einen brüchigen, zeitlich begrenzten Waffenstillstand zwischen den Einzelnen und ihrer Unterdrückung. Trotzdem darf Gemeinschaft nicht das Abwerfen unserer Unterschiede bedeuten, und sie sollte auch nicht die jämmerliche Behauptung aufstellen, diese Unterschiede existieren nicht.

Mit Hilfe von Lord wird nochmals deutlich, was es braucht, wenn eine alternative Denkweise bezüglich Differenzkategorien angestrebt wird.

4. Erkenntnis: Die Soziale Arbeit muss sich kritisch mit Dominanzverhältnissen auseinandersetzen.

Die Soziale Arbeit gilt als eine Form der organisierten Hilfe. Sie ist eng an den Wohlfahrtsstaat gebunden und setzt damit unter anderem die Bedürfnisse des Staates um. Zusätzlich ist sie dafür verantwortlich, marginalisierte Gruppen zu ermächtigen, damit eine Teilhabe ermöglicht werden kann. Deutlich wurde, dass das politische Mandat für die Soziale Arbeit unabdingbar ist.

Die Soziale Arbeit ist in ihrem professionellen Habitus von rassistischen Wahrnehmungen geprägt. Dadurch folgen Professionelle der Sozialen Arbeit einem sekundären Rassismus bei dem versucht wird, Rassismus auf der individuellen Ebene zu vermeiden. Auf der institutionellen und strukturellen Ebene wird nicht genügend Verantwortung übernommen (vgl. Sander/Weckwerth 2019: 136). Es benötigt eine kritische Auseinandersetzung mit *weiss*-sein, damit ein Perspektivenwechsel stattfinden kann. Dabei sollen das *weisse* Subjekt und die Privilegien im Zentrum stehen. Damit eine Veränderung auf der strukturellen und institutionellen Ebene erreicht werden kann, benötigt es eine berufliche Ausbildung, die sich machtkritisch mit der eigenen Person und den eigenen Privilegien auseinandersetzt. Die akademische Ausbildung ist jedoch nicht allein verantwortlich für den professionellen Habitus, «sondern auch durch die individuelle, gleichwohl milieuspezifisch geprägte Lebensgeschichte der Professionellen» (Grendel/Scherschel 2019: 128) wird der professionelle Habitus geprägt. Die Soziale Arbeit als eine Menschenrechtsprofession muss in Zukunft ihrem Namen gerecht werden und unter Einbezug einer intersektionalen und postkolonialen Perspektive sich auf eine machtkritische Auseinandersetzung einlassen.

5. Erkenntnis: Exklusive Räume unterstützen den Transformationsprozess in Richtung gerechtere Welt

Während der Arbeit wurde deutlich, dass es sinnvoll ist, exklusive Räume für Schwarze Frauen* anzubieten. In einem Safer Space kann ein anderer Austausch stattfinden, der für die Subjekte des Raums essentiell ist. In diesen Räumen geht es nicht ausschliesslich um den Erfahrungsaustausch von schmerzhaften Erlebnissen, sondern darum, kollektive Ermächtigung zu erleben (vgl. Mohseni 2020: 532). Die jeweiligen Subjekte können mithilfe eines Safer Space internalisierte Strukturen aufbrechen. Um dies erreichen zu können, kann das Konzept von Empowerment verwendet werden. Auf Probleme, die durch die Dominanzgesellschaft ausgelöst werden, ist Empowerment nicht die alleinige und abschliessende Antwort. Und dennoch kann Empowerment dazu führen, dass neue Möglichkeiten und Perspektiven entstehen, um Machtstrukturen entgegenzuwirken, wodurch die Option auf einen sozialen Wandel ermöglicht wird. Wenn es darum geht, die Welt zu einem gerechteren Ort zu machen, schwingt oft ein utopischer Gedanke mit. Dieser soll jedoch nicht naiv klingen, sondern vielmehr die Möglichkeit bieten «das Unmögliche zu artikulieren und zu fordern» (Castro Varela 2010: 258).

Forschungsfrage: Wie können Empowerment-Räume für Schwarze Frauen* Möglichkeiten und Grenzen für einen subjektbezogenen Wandel, wie auch für eine Praxis der Veränderung von sozialen Ordnungen wie Rassismus und Sexismus, unter Einbezug einer intersektionalen und postkolonialen Perspektive schaffen?

Damit mit Hilfe von Empowerment eine subjektbezogene und gesamtgesellschaftliche Veränderung erzeugt werden kann, benötigt es zwei Arten des Zugangs: Zum einen das Verständnis, dass Empowerment auf der individuellen Ebene benötigt wird, und zum anderen das Verständnis, dass Empowerment nicht nachhaltig ohne Macht und herrschaftskritische Auseinandersetzung funktionieren kann (vgl. Mohseni 2018: 142). Ohne diese kritische Perspektive und Herangehensweise bleiben strukturelle Probleme bestehen und es kann auf dieser Ebene keine Veränderung stattfinden. Die individuelle Ebene ist notwendig, damit verinnerlichte Strukturen neu geformt werden können. Dazu braucht es viel Arbeit und Zeit, damit der internalisierte Rassismus und Sexismus in Bezug auf die eigene Person verändert werden kann. Die verinnerlichteten Strukturen der Unterdrückung müssen aufgebrochen werden, damit die Lebensrealitäten der Personen, die bisher unterdrückt wurden, verändert werden können.

Dies ist jedoch nicht ohne Herausforderungen möglich. Ein Safer Space, der sich mit antirassistischer Arbeit auseinandersetzt, steht wie im «Kapitel 3.2.4 Herausforderungen eines Safer Spaces» vor dem pragmatischen Problem, dass die Arbeit nicht finanziert wird, was wiederum mit dem fehlenden Wissen und fehlender An-Erkennung von Safer Spaces für Schwarze Frauen* zu tun hat. Eine zentrale Herausforderung zeigt sich darin, dass die Umformung des Habitus, die benötigt wird, damit eine individuelle Transformation stattfinden kann, mit viel Zeit und Energie verbunden ist. Der Habitus einer Person entsteht im sozialen Raum, der durch ein verfügbares Kapital und einer zugeordneten Position geprägt ist. Durch den Habitus werden Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata unbewusst gebildet. «Die Position, die jemand im sozialen Raum einnimmt, (...) bestimmt auch seine Vorstellungen von diesem Raum und die Positionen, die er in den Kämpfen um dessen Erhalt oder Veränderung bezieht.» (Bourdieu 2018: 26) Damit der Kampf für eine gerechtere Welt und eine Transformation hin zu einer gerechteren Welt nicht einseitig stattfindet, benötigt es auch diejenigen in der Gesellschaft, die Privilegien genießen. Es benötigt eine radikale Veränderung der Dominanzverhältnisse ausgehend von allen Positionen.

4.2 Reflexion und weiterführende Gedanken

Da die vorliegende Arbeit einer postkolonialen und intersektionalen Perspektive folgt, benötigt es eine kritische Selbstreflexion in Bezug auf die eigene Wissensproduktion in der Arbeit. Das Wissen, dass in dieser Bachelorthesis vermittelt wird, sieht sich selbst als ein Wissen, dass

aus einer bestimmten Position, in einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Kontext formuliert wurde. Die Arbeit hat nicht den Anspruch allgemeingültig und unangreifbar zu sein. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass sich Wissen im Laufe der Zeit weiterentwickeln und verändern wird. Zudem wird vorausgesetzt, dass es auf Fragen unterschiedliche Antworten gibt, die aus unterschiedlichen Perspektiven artikuliert werden. So sind Antworten abhängig von verschiedenen Faktoren, wie beispielsweise die Position und Perspektive, aus der sie beantwortet werden. Wie in der Einleitung erwähnt wurde, hat die Autorin diese Bachelorthesis aus einer bestimmten Position und aus einer bestimmten Perspektive in einer bestimmten Zeit geschrieben. Das hat die Ergebnisse der Forschungsarbeit in ihrem Rahmen beeinflusst.

Die vorliegende Arbeit hat die Grundpfeiler gelegt, um aufzuzeigen, weshalb es unter Einbezug einer intersektionalen und postkolonialen Perspektive einen Safer Space für Schwarze Frauen* benötigt. Weiter wurde aufgezeigt, wie dieser auf einer theoretischen Ebene dazu führt, dass eine Veränderung von Dominanzverhältnissen erreicht werden kann. In einem nächsten Schritt wird es darum gehen, diese theoretischen Erkenntnisse in einer empirischen Forschung zu verifizieren. Gerne würde ich mich mit dem Thema der Wirkung von Safer Spaces für Schwarze Frauen* in einer weiterführenden Arbeit auseinandersetzen. Ein weiterer Aspekt, der basierend auf der vorliegenden Arbeit ein spannender Forschungsgegenstand bietet, ist die vertiefte Auseinandersetzung mit der Sozialen Arbeit hinsichtlich einer kritischen Community Arbeit. Wie kann die Soziale Arbeit als eine mehrheitlich *weisse* Institution, unterstützend sein, um eine Transformation der Veränderung zu bewirken? Hierbei würde der Fokus auf konkreten Handlungsansätzen liegen.

Am Ende der Arbeit kristallisiert sich eine Kritik heraus, die aufzeigt, dass sich diese Literaturarbeit mehrheitlich darauf konzentriert hat, nach einer Legitimation für einen Safer Space zu suchen. Am Ende der Arbeit angekommen wird deutlich, dass die Arbeit hauptsächlich an ein *weisses* Publikum adressiert ist. Im Fokus steht dabei, *weissen* Menschen eine Erklärung zu bieten, weshalb es notwendig ist, ein Safer Space für Schwarze Frauen zu haben. Dabei wird lediglich am Rande aufgezeigt, welche Wirkung ein Safer Space hat. Dies am Ende der Arbeit zu realisieren ist mit Frustration verbunden. Denn genau in diese «Falle» wollte die Autorin nicht hineintappen. Viel mehr wollte sie eine Arbeit verfassen, die an ein Schwarzes Publikum gerichtet ist, im spezifischen an Schwarze Frauen*. Wie im Kapitel «3.2.2 Raum einnehmen» beschrieben wurde, gehen Energie und Ressourcen verloren, in dem *weissen* Menschen erklärt wird, weshalb es einen Raum wie diesen benötigt. Dies ist bedauerlich, da die Energie und die wertvollen Ressourcen lieber in die Community Arbeit investiert worden wären. Da der Hauptfokus der Arbeit auf Empowerment von und für Schwarze Frauen* liegt, wäre es wünschenswert gewesen, wenn die Bachelor-Thesis auch hauptsächlich empowernd für Schwarze Frauen* gewesen wäre. Somit wird deutlich, dass

dies bei dieser Arbeit nicht wie gewünscht gelungen ist. Auch die Autorin hat viel Energie und wertvolle Ressourcen investiert bei der Erläuterung, weshalb es ein Safer Space für Schwarze Frauen* benötigt. Der Fokus wurde zu wenig auf die Community Arbeit gerichtet. Sicherlich spielt hier auch die Rahmenbedingung für die vorliegende Arbeit eine zentrale Rolle. Die Arbeit wird im Rahmen der FHNW, einer *weissen* Institution geschrieben. Nach wie vor wird in ihr hauptsächlich Literatur von *weissen* Menschen vermittelt, ohne eine intersektionale und postkoloniale Perspektive einzunehmen. Bei einer nächsten Forschungsarbeit müsste der Fokus neu ausgerichtet werden: Mutiger sein und versuchen eine Zielgruppe anzusprechen, die normalerweise nicht direkt angesprochen wird. Und dennoch ist klar, dass es auch ein wichtiger Aspekt ist, dass Schwarze Frauen* die *weisse* Leser*innenschaft miteinbezieht und damit Bildungsarbeit leistet. Die Motivation für die vorliegende Arbeit bestand jedoch nicht hauptsächlich darin, Bildungsarbeit für *weisse* Menschen zu machen, sondern vielmehr Empowerment und Bildungsarbeit für Schwarze Menschen und insbesondere Schwarze Frauen* aus einer Schwarzfeministischen Position heraus zu leisten. Ganz nach dem Prinzip for-us-by-us!

Mit der Hoffnung, dass der antirassistische, queerfeministische Kampf noch lange Zeit weiterlebt, wird diese Bachelor-Thesis mit den berühmten Worten von Angela Davis (Davis zit. nach Roig 2021: 324) abgeschlossen:

«You have to act as if it were possible to radically transform the world.

And you have to do it all the time.»

Literaturverzeichnis

Abushi, Sakina/Asisi Pierre (2020). „Die Anderen“ empowern? Versuch einer Begriffsbestimmung für die politische Bildung und pädagogische Praxis. In: Jagusch, Birgit/Chehata, Yasmine (Hg.). Empowerment und Powersharing: Ankerpunkte - Positionierungen - Arenen. 1. Auflage. Aufl. Weinheim Basel: Beltz Juventa. S. 214-226.

Aikins, Joshua Kwesi/Aikins Muna, AnNisa/Bremberger, Teresa/Gyamerah Daniel (2020). Afrozensus 2020: Perspektiven, Anti-Schwarzer Rassismuserfahrungen und Engagement Schwarzer, afrikanischer und afrodiasporischer Menschen in Deutschland. URL: <https://afrozensus.de/reports/2020/> . [Zugriffsdatum: 16. April 2022].

Arndt, Susan (2005a). Weißsein. Die verkannte Strukturkategorie Europas und Deutschlands. In: Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.). Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. 4. Auflage. Aufl. Münster: UNRAST-Verlag. S. 24–28.

Arndt, Susan (2005b). "Rassen" gibt es nicht, wohl aber die symbolische Ordnung von Rasse. Der "Racial Turn" als Gegennarrativ zur Verleugnung und Hierarchisierung von Rassismus. In: Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.). Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. 4. Auflage. Aufl. Münster: UNRAST-Verlag. S. 340–362.

Attia, Iman/Köbsell, Swantje/Prasad, Nivedita (2015). Vorwort. In: Attia, Iman/Köbsell, Swantje/Prasad, Nivedita (Hg.). Dominanzkultur reloaded: neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld: transcript. S.10-12.

Beck, Carina (2021). Soziale Arbeit und Antiziganismus: Dethematisierung und Deproblematisierung gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Wiesbaden [Heidelberg]: Springer.

Bollwinkel Keele, Tsepo Andreas (2020a). Resilience, Resistance, Revolution. Was Empowerment für Schwarze Menschen bedeuten kann. In: Jagusch, Birgit/Chehata, Yasmine (Hg.). Empowerment und Powersharing: Ankerpunkte - Positionierungen - Arenen. 1. Auflage. Aufl. Weinheim Basel: Beltz Juventa. S. 20-28.

Bollwinkel Keele, Tsepo Andreas (2020b). Widerständig! Feiern! Zur (Re-)Politisierung von Empowerment. In: Jagusch, Birgit/Chehata, Yasmine (Hg.). Empowerment und Powersharing:

Ankerpunkte - Positionierungen - Arenen. 1. Auflage. Aufl. Weinheim Basel: Beltz Juventa. S. 206-213.

Broden, Anne (2017). Rassismuskritische Bildungsarbeit. Herausforderungen-Dilemmata-Paradoxien. In: Fereidooni, Karim/El, Meral (Hg.). Rassismuskritik und Widerstandsformen. Wiesbaden: Springer VS. S.819-836.

Bronner, Kerstin/Paulus, Stefan/Bouwmeester, Anna/Friedli, Fabienne/Steinhauer, Ming (2017). Intersektionalität: Geschichte, Theorie und Praxis: Eine Einführung für das Studium der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaft. Opladen Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Browne, Colette V. (1995). Empowerment in Social Work Practice with Older Women. In: Social Work. DOI: 10.1093/sw/40.3.358.

café révolution-café révolution (Hg.) (o.J.). URL: <https://www.caferevolution.ch/das-kollektiv> [Zugriffsdatum: 21. Dezember 2021].

Can, Halil/Nuran Yiğit (2009). Politische Bildungs- und Empowerment-Arbeit gegen Rassismus in People of Color Räumen- das Beispiel der Projektinitiative HAKRA. In: Elverich, Gabi/Kalpaka, Annita/Reindlmeier, Karin (Hg.). Spurensicherung: Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. 2. Aufl. Aufl. Münster, Westf: Unrast. S. 167-194.

Can, Halil/Maza Torres, Andrea (2013). Empowerment und Powersharing als Rassismuskritik und Dekolonialitätsstrategie aus der People of Color-Perspektive. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.). MID-Dossier: Empowerment. Berlin. S. 26 – 41.

Castro Varela, María do Mar (2010). Un-Sinn: Postkoloniale Theorie und Diversiy. In: Kessl, Fabian/Plößer, Melanie (Hg.). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. 1. Aufl. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 249-262.

Collins, Patricia Hill (2019). Die Kraft der Selbstbestimmung. In: Natasha A. Kelly (Hg.). Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte. 1. Auflage. Münster. UNRAST-Verlag. S. 185-231.

Czollek, Leah Carola/Perko, Gudrun/Kaszner, Corinne/Czollek, Max (2019). Praxishandbuch Social Justice und Diversity: Theorien, Training, Methoden, Übungen. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Aufl. Weinheim Basel: Beltz Juventa.

Dos Santos Pinto, Jovita (2013). Spuren. Eine Geschichte Schwarzer Frauen in der Schweiz. In: Berlowitz, Shelley/Joris, Elisabeth/Meierhofer-Mangeli, Zeedah/Prodolliet, Simone/Treffpunkt Schwarzer Frauen (Hg.). Terra incognita? der Treffpunkt Schwarzer Frauen in Zürich. Zürich: Limmat Verlag. S. 143-185.

Enge, Robert/Gahleitner, Silke Birgitta (2020). Die Unbenannte Realität: Rassismus und Trauma. In: Sozialmagazin 45. Ausgabe 2, S.56-64.

Enggruber, Ruth (2020). Empowerment, ein Konzept für Soziale Arbeit im transformierten Sozialstaat?. In: Jagusch, Birgit/Chehata, Yasmine (Hg.). Empowerment und Powersharing: Ankerpunkte - Positionierungen - Arenen. 1. Auflage. Aufl. Weinheim Basel: Beltz Juventa. S. 43- 53.

Fachstelle für Rassismusbekämpfung FRB (2021). Rassistische Diskriminierung in der Schweiz. Bericht der Fachstelle für Rassismusbekämpfung 2019/2020.

Fischer-Tiné, Harald (2021). Kolonialismus: Trittbrettfahrerin Schweiz? URL: <https://www.youtube.com/watch?v=6NKUXn7mbxk> [Zugriffsdatum: 21. Januar 2022].

Freire, Paulo (1991). Pädagogik der Unterdrückten: Bildung als Praxis der Freiheit. 92.-94. Tsd. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Grossmass, Ruth (2015). Soziale Arbeit im Netz der Macht. Versuch einer sozialphilosophischen Einordnung. In: Attia, Iman/Köbsell, Swantje/Prasad, Nivedita (Hg.). Dominanzkultur reloaded: Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld: transcript. S. 215-228.

Gümüşay, Kübra (2021). Sprache und Sein. 15. Auflage. Aufl. München: Hanser Berlin.

Ha, Kien Nghi (2000). Ethnizität, Differenz und Hybridität in der Migration: Eine postkoloniale Perspektive. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. 30. Jg. (120). S. 377–397. DOI: 10.32387/prokla.v30i120.767.

Ha, Kein Nghi (2007). Postkoloniale Kritik und Migration- Eine Annäherung. In: Kien Nghi Ha/Lauré Al-Samarai, Nicola/Mysorekar, Sheila (Hg.). re/visionen: postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. 1. Auflage. Aufl. Münster: UNRAST. S. 41- 54.

Ha, Kien Nghi (2014). Identität, Repräsentation und Community-Empowerment - Essay. URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/180861/identitaet-repraesentation-und-community-empowerment-essay/> [Zugriffsdatum: 22. März 2022].

Haschemi, Ahmad Golschan/Meyer, Verena/Rotter Pasquale Virginie (2020). „Slow Slow (Run Run)“ Empowerment, Sichtbarkeit und Teilhabe in der Offenen Jugendarbeit. In: Jagusch, Birgit/Chehata, Yasmine (Hg.). Empowerment und Powersharing: Ankerpunkte - Positionierungen - Arenen. 1. Auflage. Aufl. Weinheim Basel: Beltz Juventa. S. 289-301.

Herriger, Norbert (2020). Empowerment in der Sozialen Arbeit: eine Einführung. 6., erweiterte und aktualisierte Auflage. Aufl. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

IFSW (2014). Global Definition of Social Work –. URL: <https://www.ifsw.org/what-is-social-work/global-definition-of-social-work/> [Zugriffsdatum: 06. Januar 2022].

Kalpaka, Annita (2009). „Parallelgesellschaften“ in der Bildungsarbeit-Möglichkeiten und Dilemmata pädagogischen Handelns in ‚geschützten Räumen‘. In: Elverich, Gabi/Kalpaka, Annita/Reindlmeier, Karin (Hg.). Spurensicherung: Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. 2. Aufl. Aufl. Münster, Westf: Unrast. S. 95-165.

Kilomba, Grada (2005). No Mask. In: Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.). Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. 4. Auflage. Aufl. Münster: UNRAST-Verlag. S.80-88.

Lorde, Audre (2021). Sister Outsider: Essays. 1. Auflage. Aufl. München: Carl Hanser Verlag.

Madubuko, Nkechi (2018). Empowerment als Erziehungsaufgabe: praktisches Wissen für den Umgang mit Rassismuserfahrungen. 2. Auflage. Aufl. Münster: Unrast-Verlag.

Madubuko, Nkechi (2021). Praxishandbuch Empowerment: Rassismuserfahrungen von Kindern und Jugendlichen begegnen. 1. Auflage. Aufl. Weinheim Basel: Beltz Juventa.

Mai, Hanna Hoa Anh (2020). Empowerment von Pädagog*innen of Color in den Machtstrukturen (sozial-)pädagogischer Arbeitskontexte. In: Jagusch, Birgit/Chehata, Yasmine (Hg.). Empowerment und Powersharing: Ankerpunkte - Positionierungen - Arenen. 1. Auflage. Aufl. Weinheim Basel: Beltz Juventa. S. 96- 108.

Mauer, Heike/Leinius, Johanna (2021). Gratwanderungen zwischen Differenz und Gleichheit: Intersektionalität und Postkolonialität als Perspektiven der kritischen feministischen Forschung. In: Mauer, Heike/Leinius, Johanna (Hg.). Intersektionalität und Postkolonialität: kritische feministische Perspektiven auf Politik und Macht. Opladen Berlin Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 43-66.

Mecheril, Paul/Melter, Claus (2010). Differenz und Soziale Arbeit. Historische Schlaglichter und systematische Zusammenhänge. In: Kessler, Fabian/Plöcker, Melanie (Hg.). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. 1. Aufl. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 117-134.

Moebius, Stephan/Nungesser, Frithjof (2018). Symbolische Gewalt. In: Bürger&Staat. 68. Jg. S. 120-127.

Mohseni, Maryam (2018). «Empowerment bedeutet, aus einem Schatz schöpfen zu können»: Zu den Bedingungen des Gelingens von Empowerment-Workshops. In: Mai, Hanna (Hg.). Pädagogik in Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen: aktuelle erziehungswissenschaftliche Perspektiven zur pädagogischen Praxis. Wiesbaden: Springer VS. S. 137-154.

Mohseni, Maryam (2020). Empowerment-Workshops für Menschen mit Rassismuserfahrungen: theoretische Überlegungen und biographisch-professionelles Wissen aus der Bildungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

Nassir-Shahnian, Natascha (2013). Dekolonisierung und Empowerment. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.). MID-Dossier: Empowerment. Berlin. S. 16 – 25.

Ogette, Tupoka (2017). Exit Racism. Rassismuskritisch denken und lernen. 6.Auflage. Aufl. Münster: UNRAST- Verlag.

Piesche, Peggy (2005). Das Ding mit dem Subjekt, oder: Wem gehört die Kritische Weißseinsforschung? In: Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.). Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. 4. Auflage. Aufl. Münster: UNRAST-Verlag. S. 14-17.

Plösser, Melanie (2010). Differenz performativ gedacht. Dekonstruktive Perspektiven auf und für den Umgang mit Differenz. In: Kessl, Fabian/Plösser, Melanie (Hg.). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. 1. Aufl. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 218-232.

Purtschert, Patricia (2019). Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert: eine Geschichte der weißen Schweiz. Bielefeld: transcript.

Rittmeyer, Lena (2022). Phänomen «safer Space» Wenn Weisse für einmal keinen Zutritt haben. In: Der Bund URL: <https://www.derbund.ch/wenn-weisse-fuer-einmal-keinen-zutritt-haben-206302882180>. [Zugriffsdatum: 06. Januar 2022].

Roig, Emilia (2021). Why we matter: das Ende der Unterdrückung. 3. Auflage. Aufl. Berlin: Aufbau.

Rommelspacher, Birgit (1995). Dominanzkultur: Texte zu Fremdheit und Macht. 2. Aufl. Aufl. Berlin: Orlanda-Frauenverl.

Rommelspacher, Birgit (2009). Was ist eigentlich Rassismus? In: Mecheril, Paul/Melter Claus (Hg.). Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag. 25–38.

Rosenstreich, Gabriele (2009). Von Zugehörigkeit, Zwischenräumen und Macht: Empowerment und Powersharing in interkulturellen und Diversity Workshops. In: Elverich, Gabi/Kalpaka, Annita/Reindlmeier, Karin (Hg.). Spurensicherung: Reflexion von Bildungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft. 2. Aufl. Aufl. Münster, Westf: Unrast. S. 195-234.

Rosenstreich, Gabriele (2020). Empowerment und Powersharing unter intersektionaler Perspektive. In: Jagusch, Birgit/Chehata, Yasmine (Hg.). Empowerment und Powersharing: Ankerpunkte - Positionierungen - Arenen. 1. Auflage. Aufl. Weinheim Basel: Beltz Juventa. S. 227-238.

Staub-Bernasconi, Silvia (2007). Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft: systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis; ein Lehrbuch. 1. Aufl. Aufl. Bern Stuttgart Wien: Haupt.

Tissberger, Martina (2020). Soziale Arbeit als weißer* Raum-eine Critical Whitness Perspektive auf die Soziale Arbeit in der postmigrantischen Gesellschaft. In: Soziale Passagen. 12. Jg. (19). S. 95-114.

Waldmann, Maximilian (2019). Queer/Feminismus und kritische Männlichkeit: ethico-politische und pädagogische Positionen. Opladen Berlin Toronto: Budrich UniPress Ltd.

Wagner, Leoni (2013). Soziale Arbeit und Soziale Bewegungen. In Hering, Sabine (Hg.). Was ist Soziale Arbeit? Traditionen, Widersprüche, Wirkungen. Opladen Berlin: Budrich. S. 105-116.

Weiss, Anja (2013). Rassismus wider Willen: ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit. 2. Auflage. Aufl. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden Imprint: Springer VS.

Wiedenroth-Coulibay, Eleonore (2007). Zwanzig Jahre Widerstand in bewegten Räumen. Was sich im Kleinen abspielt und aus dem Verborgenen erwächst. In: Kien Nghi Ha/Lauré Al-Samarai, Nicola/Mysorekar, Sheila (Hg.). re/visionen: postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. 1. Auflage. Aufl. Münster: UNRAST. S. 401-422.

Yeboah, Amma (2017). Rassismus und psychische Gesundheit in Deutschland. In Fereidooni, Karim/El, Meral (Hg.). Rassismuskritik und Widerstandsformen. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. 143-164.